Neue Bewaffnung

neues

Frankreich

neues

Theutſchland

von

Oken.

Mit 2 Kupfern und 1 illum. Charte.

Jena
in der Crökeriſchen Buchhandlung.
1814

Zur Kriegskunſt.

Okens

Ueberlegungen

zu einer

neuen Kriegskunſt.

VII.

Herbſtferien 1811.

Per Dio, questo la mente
Talor vi mova; e con pietà guardate
Le lagrime del popol doloroso
Che sol da voi riposo
Dopo Dio spera: e pur che voi mostriate
Segno alcun di pietate,
Virtù contra furore
Prenderà l'arme; e fia 'l combatter corto:
Che l'antico valore
Ne gl' italici cor' non è ancor morto!

Man hat über manche meiner Schriften den Kopf geſchüttelt. Wie ich aber dazu komme, mich in die Kriegskunſt zu miſchen, werden viele vollends nicht begreifen. Ich weiß, daß die, welche nichts von Kriegskunſt verſtehen, es nicht begreifen können, und laſſe ihnen daher gern ihre Meinung. Hatte ich doch zuvor eine ähnliche, die ſich von der der meiſten andern nur dadurch unterſchied, daß ſie dabei jedes wiſſenſchaftliche Beſtreben ehrte und anerkannte. Mögen die Nichtbegreifenden ſich nur dieſes zu Gemüth führen, dann werden ſie ſchon einen großen Theil von den Menſchenbeſchäftigungen einſehen. Wer aber Kriegskunſt verſteht, der begreift mich, der weiß, daß nur dieſe Wiſſenſchaft und Kunſt dem freien Mann geziemt, und daß er die andern dem Sklavenſtand zu überlaſſen hat, ſo lang es einen ſolchen gibt. Die Zeit, welche ihr mit Romanen- und Flugblätterleſen vertändelt, man kann in ſolchen Zeiten wohl ſagen, ſchändlich verſchwelget, und welche ihr mit Betrachtungen und Aerger und weibiſcher Reue über die Vergangenheit aus Mangel an Benehmungskunde verbrütet oder vermurmelt, habe ich mit Nachdenken für eine andere Zeit zugebracht, und daher meine Amtsgeſchäfte nicht verſäumt, vielmehr dadurch vollkommener verrichtet,

Seit meinem ſiebenten Jahr war Mathematik mein Studium, und ich hätte mich ſogleich dem Soldatenſtand gewidmet, wären nicht Verhältniſſe entgegen geſtanden.

Jetzt bin ich Gelehrter von Stand, und als ſolcher iſt mir in unſerer Zeit nichts fremder als Kriegskunſt. Ich habe in meinen Wiſſenſchaften mit ſoviel Fortgang gearbeitet als einer, habe jetzt ſchon ſo wichtige und ſoviele Entdeckungen gemacht als einer, habe ſoviel Theorieen erſchaffen, umgeſchmolzen, wieder erweckt als einer, habe ſo kräftig die gelehrte Welt in Bewegung geſetzt als einer, werde eben ſo ſtark angefochten und eben ſo ſehr geachtet als einer, zähle ſoviel Feinde und ſoviel Freunde als einer: Ich könnte daher mit meinem Fach zufrieden ſein, und bin es auch — allein dem freien Mann geziemt die Wehrkunſt!

Laut des obigen muß ich die Gelehrſamkeit kennen, ſie zu ſchätzen, zu lieben wiſſen. Um ſo eher muß ich Vertrauen erwecken, wenn ich dieſes alles, was ich geleiſtet habe und noch leiſten kann und werde, für nichts achte gegen die Wehrkunſt.

In dieſer Kunſt ſind alle Künſte vereinigt, in dieſer Wiſſenſchaft alle Wiſſenſchaften, in dem, der ſie zu üben verſteht, alle Talente. Hätte ich dieſe, wie würde ich mich glücklich ſchätzen! Die Kenntniſſe von dieſer königlichen Kunſt habe ich mir geſammelt, und darum ſteh ich da und ſtaune ſie an, zerknirſcht von dem Gefühl ſie nicht erreichen zu können.

Wozu ſoll ich ſie nennen die Wiſſenſchaften und Künſte, welche zur Kriegskunſt nöthig ſind! Es ſind mit einem Wort alle, die ihr euch denken könnt. Zunächſt Mathematik beſonders Geometrie, Trigonometrie, Mechanik und Hydroſtatik, dann Technologie im ausgebreitetſten Sinn des Worts, Brücken- Schiff- Waſſer- Straßen- Schanzenbaukunſt, Phyſik, Chemie, Feurwerker- Gieß- Schmiedkunſt, Land- und Staatswirthſchaft,

Geographie, Geognoſie, Geſchichte, Religionen= Völker= Naturkenntniß, Moral, Recht, Politik, Pſychologie, und was ſoll ich weiter herzählen! Alle Geiſtesvermögen müſſen ſich mit Bewußtſein vereinigen. Beſonnenheit, Muth, Scharfſinn, ſchneller Entſchluß, Strenge, Reuloſigkeit, Klugheit, Auslockungs= Täuſchungs= Uebertölpelungs= Zauderungskunſt, Schnelligkeit, vor allem aber Ergebung und Mangel an Eitelkeit. Und dieſe Kunſt wolltet ihr nicht achten, dieſe wolltet ihr nicht alle ergreifen, wenn ihr könntet! Macht euch nur damit bekannt, und ihr werdet mir folgen.

Billig ſollte jeder Mann Soldat ſein, ſeine Zeit dienen, damit er dieſe Wiſſenſchaft erlernte und dieſe Kunſt übte, um dann für immer, wo es Noth thut, als Soldat auftreten zu können. Der Soldatenſtand iſt gefürchtet und verhaßt, eben weil er ein beſonderer Stand iſt, in dem man lebenslang von der übrigen genießenden menſchlichen Geſellſchaft gleichſam abgeſchloſſen bleiben, und ſo zu ſagen dem Leben abſchwören ſoll. Iſt aber jeder Soldat, ſobald es gilt, und iſt er auſſer dieſer Zeit, was er ſein will, wie es bei den Alten geweſen, dann iſt der Soldatenſtand nicht fürchterlich, denn es gibt keinen; dann hat jeder Achtung vor dem Adel dieſer Kunſt, denn jeder iſt ein Glied davon. So, meine ich, ſollten wir Soldaten ſein, und in dieſem Sinn lege ich meine bisher gepflegten Wiſſenſchaften nicht zurück, und in dieſem Sinn achte ich die Wehrkunſt und anerkenne die Krieger über mir, weil ſie auſſer meinen Wiſſenſchaften noch eine andere beſitzen, die jedem Menſchen geziemt, ja welche die einzig menſchliche iſt. Den Menſchen ſchickte der Römer ins Feld; der Sklav hütete das Haus und die Weiber. Sind wir denn da, um die Weiber zu hüten?

Dieſes, damit ihr mich verſteht. Solltet ihr dennoch nicht, ſo iſt euch nicht zu helfen. Wollt ihr aber Kriegskunſt ſtudieren, ſo fangt an mit:

Fäſchs Regeln und Grundſätze der Kriegskunſt, aus den beſten Schriftſtellern zu=

ſammengetragen. Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich. 8. Dieſes Buch ſollte jeder Mann gleich der Tabakspfeife in der Taſche tragen.

Was nun folgt, iſt das Reſultat mehrjährigen Nachdenkens und Vergleichens, und jede Behauptung, jede Anordnung, jede Aenderung, wenn ſie auch noch ſo klein und unbedeutend ſcheinen mag, iſt durch und durch überlegt, und iſt gewiß die beſt mögliche gegen die jetzige Art Soldaten zu kleiden, zu bewaffnen und den Krieg zu führen. Von vielen Vorſchlägen ſind aus guten Gründen die Gründe weggelaſſen.

Ich verlange, um zu ſiegen, nur zwei Dinge, Kopf in den Anführern, Herz in den Soldaten. Beides bildet einen vollkommen organiſirten Leib. Ohne Kopf iſt das Herz toll, ohne Herz iſt der Kopf bewegungslos.

Das Verlangen aber ohne Geben iſt das Gebrechen des Tags. Ueberall ertönt das Geſchrei, ſeid ſo! ſeid ſo! Verlangen, daß dieſer Herz, jener Kopf habe, wenn ſie einmal deren nicht haben, iſt unſinnig.

Wie iſt alſo zu helfen? Es gibt nur zwei Mittel; entweder diejenigen, welche Kopf und Herz haben heraus ſuchen, oder beides ihnen geben. Ich verlange, um über Hunderttauſend von Truppen, wie ſie jetzt ſind, zu ſiegen, nur 24000 Streiter von Kopf und Herz; und ich habe das Vertrauen zur Menſchheit, daß ſich ſoviele heraus finden laſſen, allein wer kann ſie ſuchen vor dem Verſuch. Unverſucht gibt es keinen Muth, vielleicht auch keinen Kopf.

Es iſt auch dem beherzteſten Mann nicht zuzumuthen, daß er ſich hinſtelle, um ſich todt ſchießen zu laſ-

ſen. Ein ſolch herrlicher Muth verliert ſeinen Zweck und ſeine Stütze; denn er iſt nicht von der Vernunft gebilligt.

Aller Muth muß gegeben oder geſtützt werden. Ohne dieſes iſt kein Muth zu finden. Ein Heer iſt ein zitternder Haufen. Ich rede aus eigener Empfindnng. Ich war dabei und habe Herz genug zu geſtehen, daß ich damals das Herz verloren hatte, ſo wie die Tauſende, die um mich und neben mir zitterten. Ein jeder muthvoller Soldat wird gleiches Geſtändniß thun; der es nicht thut, iſt wahrſcheinlich ein Feiger.

Wie iſt der Kopf zu finden, das Herz zu geben?

Den Kopf kann man nicht geben; man muß ihn ſuchen, oder vielmehr, er muß ſich zeigen können, und man muß ihn pflegen. Es iſt daher Herz von Kopf durchaus verſchieden, und kein Uebertreffen in dem einen berechtiget auf die Anſprüche des andern. Die Stellen des Kopfdienſtes können nicht nach der Auszeichnung des Muths vergeben werden und umgekehrt. Für beide muß aber gleicher Rang ſein. Noch weniger eignen Alter, Rang oder gar Reichthümer zu Geiſtesſtellen; jedoch ſind ſie mehr zu berückſichtigen, als man jetzt will gelten laſſen, weil bei ſolchen Eigenſchaften gewöhnlich mehr Bildung zu erwarten iſt.

Wo Kopf iſt, iſt auch Ehre. Die Ehre iſt nur das Vertrauen auf ſeine geiſtige Kraft, und wer daran zweifelt iſt es, der unſere Ehre kränkt. Eine andere Ehre iſt eine Treibhauspflanze, die nur ſo lang dauert, als getrieben, überstäubt, als überprediget wird. Wenn die Ehre nur eingetrichtert werden muß, macht ſie betrunken, und bringt die Fratze hervor, die man jetzt Point d'honneur nennt, mit all den abentheuerlichen Folgen.

Wer ſich ſelbſt vertrauet, hat allein Ehrgefühl, und ihr habt nicht nöthig zu rufen, habt es! Wie wollt ihr

ihr es mit elenden Worten, oder barbariſchen Zwangsmitteln geben, wenn ihr den Grund nicht bauet, worauf es von ſelbſt wächst!

Leider hält man jetzt die Ehre fürs Höchſte im Krieg, weil man an allem andern, an Vaterlandsliebe, an Religion, an Vertrauen, an Geſchicklichkeit, an Wiſſenſchaft, an Selbſtgefühl nackt iſt. Die Ehre iſt die Blume, nicht die Wurzel, von Handlungen die zur Selbſtſtändigkeit führen. Warum haben wir in der neuen Zeit keine ſolche Beiſpiele von Aufopferung! Gewiß nicht, weil das Bewußtſein und das Gefühl für Ehre, ſondern weil das Vertrauen fehlt, etwas thun zu können, was Ehre macht. Viele unſerer Einrichtungen ſind vielmehr da, um abſichtlich zu verhindern, daß es komme. Und doch ſchreit ihr, habt Ehre! Seht ihr denn nicht, daß die das Halsband umhaben, denen ihr ruft! Dieſes iſt der Unterſchied der neuen Kriegskunſt von der Alten.

Beherzt iſt nur der, der weiß oder der wenigſtens vernünftiger Weiſe glauben kann, daß er, auch wenn eine einzelne Kraft ihn trifft, nicht falle, und daß die Anſtrengungen ſeines Muths, ſeines Kopfs, ſeines Leibes die bezweckten Folgen haben. Wer im Vordergrund nichts als den Tod ſieht, iſt ein Narr, wenn er hinein geht. Welcher Anführer wird ein Heer hinſtellen, damit es geſchlachtet werde! Ob es es aber wirklich werde, oder es nur fürchte, iſt ganz gleich für die Empfindung und für den vernünftigen Entſchluß.

Bewaffnung.

Es gibt zweierlei Waffen, Schutz- und Trutzwaffen. Jetzt haben wir nur die letzten, von den erſten wiſſen wir nichts mehr. Werden unſere Nachkommen es glauben?

Schutzwaffen.

Die erſte und vorzüglichſte Waffe, iſt die Schutzwaffe. Die Trutzwaffe iſt nur Kinderſpiel. Wer weiß, daß er geſichert iſt, der ſchlägt den Gegner mit Fäuſten, was ſage ich, mit der bloßen Gegenwart todt! Wie will ein bebender Haufen, der in der Bruſt ſtatt des Herzens nur das Schwert fühlt, dem feſten Tritt des beherzten Unverwundlichen widerſtehn! Wie kann er nicht davon laufen!

Die Trutzwaffen müſſen den Schutzwaffen untergeordnet werden, und daher müſſen auch ſie nicht um zu trutzen ſondern um zu ſchützen da ſein. Alles bezieht ſich nur auf die Erhaltung meiner Leute, nicht auf das Zerſtören der Feinde. Ich will lieber meine Leute mit leeren Händen als mit offenem Leib gegen die Bajonette führen. Erhalte ich ſie gegen des Feindes elende Trutzwaffen, ſo zerſtiebt er von ſelbſt. Alles beruht mithin auf einem einzigen Mittelpunct, auf den Schutzwaffen, auf einem unzerſtörlichen Kern, welcher der Leib des Soldaten iſt. Meine Soldaten ſollen nicht todtſchlagen, ſondern nur nicht todtgeſchlagen werden; wie geſagt, ihre Gegenwart ſoll tödten. Jeder Soldat ſoll ein Diamant ſein gegen jede Trutzwaffe, deren Weſen elendes Glas iſt.

Wir ſtellen unſere armen Soldaten nackt hin, als als wenn es keine Kugeln, Bajonette und Schwerter gäbe. Schreckliche, grauſige Nachläſſigkeit! Als man des Schutzes noch weniger bedurfte, vor den Zeiten des Schießgewehrs ſchützte man ſich; jetzt geht man wie ein Vieh im bloßen Fell gegen Blitz und Stachel an. Vor Alters wußte man, was Kriegskunſt war; im Mittelalter gieng dieſe Kunſt wie ſo manche andere verloren, weil die Wiſſenſchaft verloren war; und noch hat ſie niemand auferweckt. Man wende nicht ein, daß das Schießgewehr es anders verlange und die Schutzwaffen vergeblich mache. Es verlangt es freilich anders, aber es fodert die Schutzwaffen dringender, nur an-

ders-

ders. Freilich war es bequemer ſie wegzuwerfen als anders zu machen. Dieſes will Nachdenken. Zu jener Zeit waren die Feldherren keine Griechen und Römer. Ich weiß, daß manches nicht angenommen wird, eben weil es vorgeſchlagen worden. Am meiſten iſt dieſes leider in der Kriegskunſt der Fall, gerade in der Kunſt, in der täglich geneuert werden muß, nur um dem Feind unerwartet zu begegnen, in der Kunſt, von der das Beſtehen der Menſchheit abhängt. Ich kenne dieſes Gefühl und entſchuldige es oft, aber in ſolch wichtigen Dingen iſt der der größte, der die Größe hat, andere Vorſchläge, auch wenn es Anderer ſind, anzunehmen, wenn er ſie innerlich für gut erkennt. Nur ſolch ein herrliches Gemüth kann ſiegen. Es hat die Liebe und Achtung des Heers und der Welt. Glaubt nur, jeder wird in ſeinen Handlungen durchſchaut, und am leichteſten, je mehr er ſie verbergen muß. Seid edel, denn eure Kunſt gilt der edelſten Sache!

Die Schutzwaffe des Einzelnen darf nicht ein ſeinem Leib Fremdartiges, ſondern muß demſelben ſo angemeſſen wie das Kleid ſein. Die Kleider haben in der Idee keinen äuſſern Zweck, ſondern ſtellen nur das Ebenbild des Leibes unter der Idee des Schutzes dar. Jede Lebensart, jeder Stand, jedes Geſchlecht hat daher nothwendig andere Kleidung, ſo wie jeder Leib, jede Umgebung, jede Arbeit eine andere iſt. Wie kann nun der Soldat, der in einem ganz andern Element als alle andere Menſchen lebt, ein Kleid wie die andern haben! Er ſoll leben in einem Element voll Kugeln, Spießen, Schwertern, ſeine Arbeit iſt ein beſtändiges Schreiten, Rennen. So ſoll er l e b e n, nicht ſ t e r b e n, und ihr wollt ihn kleiden wie den Stutzer, der nur gegen eine zarte Hand zu kämpfen hat. Heißt das etwas anderes als Menſch gegen Menſch ſtellen, damit ſich beide abſchlachten und der erbärmliche Sieg auf deſſen Seite bleibe, wo ein nacktes Thier mehr als das andere geweſen iſt! Wahrlich eine leichte Kriegskunſt, in der der gemeine Mann alles thut, der Kopf nichts als Treiben! Denn bringt einer nur ſeinen Mann um und läßt

ſich

ſich dann auch umbringen, ſo hat er geleiſtet, was bey ſolcher Vorkehrung ein tapferer Unglücklicher leiſten kann, und auch was man von ihm verlangt. Sind aber dazu die Krieger da, daß ſie nur übrig laſſen! Iſt der Sieger, der nur übrig hat! Wem ſchaudert nicht!

Die Schutzwaffe des Soldaten muß alſo nichts Beſonderes, nichts Neues ſeyn, was er noch auſſer ſeinen Kleidern zu tragen hätte. Das Kleid ſelbſt muß ihn gegen ſeine Elemente beſchützen. Leichtigkeit iſt die trefflichſte Eigenſchaft jedes Kleides, und vorzüglich des Fußgängers. Der Soldat muß gegen Trutzwaffen des Einzelnen, alſo gegen Bleikugeln, gegen Spieße und Schwerter ein feſtes Kleid haben von ſo leichten Stoffen als möglich.

Das Waffenkleid darf alſo nicht von Eiſen ſein. Es gibt Stoffe, welche einer Flintenkugel widerſtehen, und kaum ſchwerer ſind als gewöhnliche Kleider und die Bewegung nicht hindern.

Das Kleid als Ebenbild des Leibes muß Gelenke haben; daher muß der Kopf ſein eigenes Waffenkleid, der Rumpf eines und die Glieder das ihrige haben. Drei Kleider ſind dem Soldaten nöthig, wie ſie im Grunde jeder Mann hat, Hut, Rock und Beinkleidung. Das Hemd gehört dem ganzen Leib an, iſt weniger ein Kleid als ein Schweißtuch, und muß dem Soldaten fremd ſein. Meine Soldaten brauchen keine Wäſche mitzuſchleppen. Sie ſollen bewegliche, Schrecken einjagende Geiſter, nicht ſchwere Maulthiere ſein.

Lebensgefährlich ſind nur die Wunden des Kopfs und des Rumpfs, nicht leicht die der Glieder. Der Dienſt der Glieder beſteht auch nicht ſowohl im bloßen Leben als in der Bewegung. Ihr Kleid muß daher auſſer der Leichtigkeit auch Biegſamkeit beſitzen. Biegſamkeit und Leichtigkeit gehen bei der Gliederkleidung dem Schutz vor. Die Hoſen müſſen nicht höher als über die Hüfte reichen und an keinem Träger hängen; weil ſonſt

der Mann ſeine Nothdurft nicht ſelbſt verrichten und ſich nicht einmal gehörig bücken kann, von dem Druck, den die Bruſt erleidet, und von dem Gewicht, das beſonders beim Bücken auf die Schultern fällt, nichts zu ſagen. Sie ſollen durchaus weit ſein, unten nicht frei hängen, ſondern in Halbſtiefeln ſtecken, welche eine Verbindung von weiten Stiefeln mit Santalen ſein müſſen.

Kopf und Rumpf müſſen nicht bloß ſtich- und hieb- ſondern auch kugelfeſt ſein. Der Kopf muß ſich aber bewegen können, und daher durch ein Helm, von doppeltem Boden, bedeckt ſein. Es muß aber nicht einem Geldkoffer gleichen, ſondern federleicht ſein. Ein Viſir iſt vor der Hand unnöthig und zwar ſo lang, als der Feind nicht eine gleiche Bewaffnung einführt.

Der Rumpfpanzer beſteht aus drei Stücken, dem Hals- Leib- und Hüftpanzer. Der Leibpanzer beſteht aus dem Bruſt- und dem Rückenſtück: Auf beiden ſteht ein Kragen als Halspanzer. Der Hüftpanzer hat Falten, wie es ſich von ſelbſt verſteht. In dieſem Faltenpanzer ſind Taſchen mit queren, nicht ſenkrechten Eingängen für das Schnupftuch u. dgl.

Ich kenne die Mittel dieſe Bewappnung zweckgemäß auszuführen, glaube aber ſie gehören nicht hieher.

Stellung der Einzelnen.

Der Einzelne kann ſich nicht nach allen Seiten vertheidigen und beſchützen. Höchſtens ſind ihm drei Seiten zu decken möglich, der Rücken iſt ihm immer bloß. Damit dieſer und zugleich die Seiten beſchützt werden, ſind andere Männer nöthig, die nach gewiſſen Regeln aneinandergeſtellt werden, und ſo entſteht der **Haufen**.

Wie der Einzelne durch ſein Kleid zuſammengehalten wird, daß er nicht bei Hieb und Schuß in Stücken zer-

zerfalle, ſo muß auch der Haufen geſchützt und unzertrennlich da ſtehn. Hiebei kommt es hauptſächlich auf die Stellung an. Was für den Einzelnen die Schutzwaffe iſt, iſt für den Haufen die Stellung. Sie iſt mehr zum Schutz als Trutz, weil ihre Aufgabe zunächſt die iſt, jeden Einzelnen durch andere und dieſe wieder durch jenen zu decken. Die Leute müſſen ſo geſtellt werden, daß jeder dem andern den Rücken verheidige, daß ſie jederzeit nach allen Seiten, durch bloßes Umkehrt! Geſicht machen können; kurz der Haufen muß keinen Rücken haben. Er iſt ein Menſch mit vier Geſichtern.

Der Haufen iſt eben darum nicht eine willkürliche Zahl von Soldaten, die man wie Paliſaden neben einander ſtellt, und Compagnie nennt; ſondern eine ſolche Zuſammenfügung von einer gewiſſen, mathematiſch beſtimmten Zahl von Menſchen, daß wieder ein einziger Leib daraus entſteht. Es dürfen im Haufen nicht mehr Leute ſtehen, als nöthig ſind, um nach allen Seiten Geſicht zu haben, ſonſt wird er ſchwerfällig, ungeſchloſſen, unmathematiſch; und was die Hauptſache iſt, jeder überflüſſige Mann kann wegen der Maſſe der anderen nicht ſtreiten: denn mein Haufen iſt eine geometriſche Figur, deren es nur eine vortheihafteſte geben kann. Es müſſen in ihr alle zugleich ſtreiten und dem Feind ſchaden können. Müſſige Zuſchauer dürfen keine im Feld ſtehn, noch weniger aber ſolche die nachdrücken ſollen, als wenn die Menſchen Säulen wären, die man mechaniſch wegſtoßen könnte. Es iſt leichter, den Menſchen wegzukitzeln als wegzuſtoßen. Die mechaniſche Berechnung, wieviel ein Menſch, ein Pferd wiege, um ſoviel andere wegzuſtoßen, iſt wirklich mechaniſch und hilft zu nichts. Es laufen ohne Zweifel mehr aus Furcht vor dem Bajonet davon, als aus dem Gefühl des Stoßes, den es erſt ausüben ſoll.

Es ließ ſich vielleicht ſelbſt für den Haufen eine Schutzwaffe anwenden, wodurch er zuſammen bleiben müßte, auch wenn die Reiterei mit Vortheil einhiebe; dann wäre er vollkommen nur ein Leib, nur ein Soldat mit vier Geſichtern.

Ein ſolcher Haufen kann alle mögliche Bewegungen machen; er hat überall Geſicht durch bloßes Auswenden; er bedarf nie des läſtigen, Unordnung bringenden Schwenkens; jeder Flügel kann rechter und linker ſein; es wird keine Zeit verloren durch Beobachtung der Flügelſtellung; es gilt gleich wie man abmarſchirt iſt; die Kräfte werden nicht durch Springen der hinterſten beim Aufmarſchiren u. dgl. verſchwendet; ein ſolcher Haufen marſchirt ohne Schwanken, weil er klein iſt, und weil jeder Mann beſtändig die Richtlinie überſieht. Alſo Tauſend und abermal Tauſend Schwierigkeiten fallen weg, welche unſere jetzige lineare Stellung nothwendig mit ſich führt und erſt hervorgebracht hat, und leider mit ihnen eine eben ſo nothwendige Pedanterei und Plagerei der Soldaten und der Officiere.

Jeder Haufen hat einen Führer, der auſſer dem Haufen ſteht, wo es ihm beliebt, aber in deſſen Mitte tritt, wenn Gefahr iſt; denn das Leben des Führers muß man nicht ausſetzen, wie das des gemeinen Soldaten. Es iſt edler und einen ganzen Haufen werth.

Nahrungsmittel nebſt einer Waſſer- oder Eſſigflaſche trägt der Soldat auf dem Rücken, keine Wäſche. Er braucht keine.

Trutzwaffen.

Sind ſo die Leute in den Haufen gefügt, ſo iſt für ſie alles gethan, was die Schutzwaffen fodern. Sie ſtehen aber nicht müſſig, ſondern eine ſchwere Arbeit ſteht ihnen bevor; das Arbeitszeug ſind die Trutzwaffen.

Der Spieß und das Schwert ſind die Hauptwaffen des Einzelnen. Das Haupterfoderniß des Spießes iſt der Haken, womit er des andern Waffe auffängt, oder ſie ihm aus der Hand windet, während er ihm mittler Weile mit dem Schwert oder mit einer kleinen Piſtole zu Leibe geht.

Das Schwert muß kurz ſein und nicht zwiſchen den Füßen bäumeln. Es muß aber nicht als Hauptwaffe ſondern dem Spieß untergeordnet betrachtet werden. Die Flinte iſt nur eine Schreck- und Nothwaffe. Was ſoll das heißen! Soldaten hinzuſtellen wie Zielſcheiben und Tage lang nach ihnen ſchießen zu laſſen, und wider zu bellen, wie Knaben, die nicht ſo keck ſind, ſich auf die Haut zu kommen! Der Soldat muß nie ſtehen, ſondern immer darauf losgehn — oder ſich hinlegen. Viel- und Geſchwindſchießen kann ohnehin nichts helfen, weil man nicht zielt, und weil die Flinten zu ſchwer und zu unbehülflich ſein müſſen. Der Soldat muß keinen Schuß thun, ohne zu zielen; dazu eignet ſich aber nur ein kleines, leichtes Flintchen, und es könnte ſogar ein gezogenes ſein. Er hängt es um. Das ſteife Tragen und Behandeln der Flinte dient ohnehin dem Soldaten mehr zur Spielerei, oder zum Ueberdruß und zur Ermüdung, als daß es ihm, wenn es Ernſt gilt, helfen ſollte. Ein Paar kleine Piſtolen an einem Gürtel iſt eine Muth gebende und Schrecken einjagende Waffe.

Jede Laſt, die nur auf einer Schulter ruht, ermüdet mehr als noch einmal ſo viel, wenn ſie auf beiden Schultern vertheilt iſt. Der Leib hängt auf eine Seite, wenn das Gewicht auch nur ein Pfund beträgt; um ſich ſenkrecht zu halten, geht viel Kraft verlohren. Die Patrontaſche ſollte daher von beiden Achſeln getragen werden, wie der Ranzen, wenn es thünlich wäre. Meines Erachtens ſollte aber die Patrontaſche keine Kiſte ſein, wie die jetzige, ſondern eine leichte Wurſt um den Leib, wenn man anders nicht die Patronen im Schutzkleid vertheilen will, was das bequemſte wäre.

Von der Länge der Waffen, von der Gleich- oder Ungleichheit derſelben, worauf allerdings ſehr vieles ankommt, wäre allerlei zu ſagen. Ich will aber das Einzelſte hier nicht angeben.

Mit ſolchem Haufen kann man alles in der Welt unternehmen, er iſt ohne Furcht und Schwierigkeit. Kugeln verwunden höchſtens an den Füßen, Bajonette und Schwerter gar nicht. Er iſt klein, kann geſchloſſen auf jeder Straße marſchiren, braucht nicht abzubrechen, ſich nicht zu ſchwenken, hat den Richtpunkt in ſich ſelbſt, und iſt durch Reiterei nicht auseinander zu ſprengen. Nur die Kanonenkugeln treffen ihn; dieſe muß aber der Geiſt des Heers ablenken.

Reiterei.

Der Reiter müſſen wenig ſein, aus wichtigen, wohl überlegten Gründen. Die Reiterei iſt durchaus zu nichts weiter zu brauchen, als wo Schnelligkeit erfoderlich iſt, ſie iſt nur geſchwinder Soldat. Wenn man ſie anders betrachtet und ſie anders anwenden will, verkennt man die Idee der Reiterei, richtet ſich zu Grund in der Kaſſe, im Quartier und in der Schlacht. Der Fußgänger iſt allein der Streiter, und was man noch anders haben mag, muß ſich auf dieſen beziehen. Er führt den Krieg, der Reiter hilft ihn führen.

Daher muß der Reiter immer im Galop angreifen; wo dieſer nicht nöthig iſt, iſt es auch der Reiter nicht, iſt das Fußvolk beſſer. Wenn an dieſem Mangel iſt, nun dann iſt alles erlaubt. Es iſt nicht einzuſehen, wozu ein Menſch ein Pferd hat, wenn er langſam vortraben, ſich zwei- dreimal todtſchießen laſſen, Unordnung machen und Reißaus nehmen ſoll. Die Reiter ſind auch eigentlich das Zubehör des Heeres oder des Feldherrn, nicht der einzelnen Leute. Sie ſind des Feldherrn lang ausreichende Arme. Daher müſſen ſie auch das abhalten, was dem Feldherrn abzuhalten obliegt; ſie müſſen nicht gegen die Waffen der Fußgänger, ſondern gegen die Waffen des Heers oder des Anführers eilen und ſie unbrauchbar machen, wenn ſie nehmlich in der Schlacht ſtehen. Sonſt ſind ſie zu allem da, was Geſchwin-

ſchwindigkeit fodert, zum Zuvorkommen, Verrennen und Verfolgen.

Der Reiter muß keine Flinte haben, ſondern nur Piſtolen in Holftern auſſer der Schlacht, an einem Gürtel in ihr, und ja dieſe nicht als abgeſchickte Hand des Feldherrn, ſondern zur eigenen Sicherheit als einzelner Menſch. Als Feldherrnhand hat er Spieß und Schwert. Mit dem Spieß kann er alles thun, was ihm obliegt. Die Idee des Spießes iſt ſo mit der Idee des Reiters eins, daß es unbegreiflich iſt, daß jezt nur noch ein einziger ohne Spieß zu Pferd ſizt. Hoffentlich muß doch jede Waffe über den Leib deſſen, der ſie führt, hinausreichen. Ein Schwert aber ragt kaum über die Naſe des Pferdes, das offenbar zum Streiter gehört, hervor. Was in ſolchem Fall das unvernünftige Thier nicht thut, bleibt ungethan.

Wäre die Kriegskunſt wiſſenſchaftlich, ſo würde die Reiterei nie wie das Fußvolk in großen Maſſen zu Tauſenden geſchloſſen anſchleichen, denn ſie würde nie das Fußvolk angreifen; ſie würde nur in einzelnen Haufen alles niederſchmettern, was der Arm des Feldherrn erreichen ſoll. Die Haufen ſind aber verſchieden von denen des Fußvolks.

Es iſt ſchwer zu ſagen, was ein Feldherr noch nöthig habe, wenn er einmal ſolche Truppen hat. Er muß ſie nur zu ſtellen, und nicht müſſig zu ſtellen wiſſen, um alle Zwecke zn erreichen. In der Schlacht ſelbſt iſt der Müſſiggang der gröߧte Fehler. Alles muß wirken und zwar alles zugleich, keiner muß in dichten Kolonnen nur mit dem Abwehren des Erſtickens zu thun haben, keiner in den meilenlangen Linien ſeine Kraft verdehnen und am Richten und richten Laſſen verſchwenden. Auf einen Punct muß alles wirken, denn ſolche Haufen werden vergeblich umgangen, da ſie überall Geſicht haben.

Heer

Heer.

Des Anführers Sache iſt es nun, die Haufen in ein Heer alſo zuſammen zu fügen, wie ſie ſelbſt aus Einzelnen zuſammen gefügt ſind, ſo daß ſich alle zu wechſelſeitigem Schutz und allſeitigem Trutz werden. Wie der Haufen eine beſtimmte Zahl haben muß, um von allen Seiten geſchloſſen zu ſein, ſo nothwendig auch das Heer. Eine gewiſſe Zahl von Haufen läßt ſich wieder ſo in einander fügen, daß eine vollkommene Schließung erfolgt, und keiner mehr hinein geht. Dazu ſind gegen 24000 Mann erfoderlich; was mehr iſt, iſt Rückhalt oder wird ein zweites Heer. Hunderttauſende können viele Heere geben, aber nimmermehr ein Heer, welches ſo beſtimmt ſein muß wie das im Schach. Wer eine Armee von Hunderttauſend hat, muß unterliegen gegen unſer Heer, theils weil er kein Heer hat, ſondern eine Maſſe zuſammengeſtoßen nicht mit Kunſt in einander gefügt; theils weil er jeder unſerer vier Seiten nur uns gleichviel Mann entgegen ſtellen kann, die, wenn ſie nicht unwiederbringlich verloren ſind, doch nichts ausrichten können. Hunderttauſende werden ins Feld geführt, um geſchlachtet zu werden, nicht um kunſtgerechte Schlachten zu liefern, und im Feld das Daſein zu behaupten. Der iſt mir aber Soldat, der ſtehen bleibt. Es kann nur durch eigenen und wechſelſeitigen Schutz, nicht durch Trutz geſchehen, noch weniger durch eine unüberſehbare Menge unzuſammenhängender Leute.

Mit einem ſolchen Heer hat man nie Hunger zu fürchten. 24000 Menſchen finden überall zu Eſſen und können beiſammen bleiben, während Hunderttauſende ſich meilenweit zerſtreuen müſſen, und ſo einzeln in ungeordneten Haufen oder in vom Wind getriebenen Fädchen aufgerieben werden.

Bei einem ſolch kleinen Heer iſt das Quartiermeiſteramt nicht ſchwer, und es können wenig Störungen hierinn entſtehen, die nicht ſelten von den traurigſten Folgen ſind. Ein ſolches Heer iſt leicht in einem

mäßigen Land aufzutreiben, leicht zu erhalten ohne das Land zu Grund zu richten. Zu einem ſolch kleinen Heer ſind leicht ſoviel Menſchen zu finden, die ſich aus bloßer Neigung dem Kriegsdienſt widmen und den Krieg als wahre Kunſt treiben. Der Zwang fällt weg, Mißmuth, Feigheit und Krankheiten ſind nicht gekannt, der Ackerbau und die Gewerbe leiden nicht, der Soldatenſtand wird nicht verwünſcht und gehaßt, er drückt nirgends und wird ſelbſt nirgends gedrückt.

Hat man ein großes Reich, ſo können ohne Druck zwei, drei, vier ſolche Heere aufgeſtellt werden, je nachdem man an mehreren Puncten Truppen haben muß. Man führe aber wo möglich nie in verſchiedenen Winkeln des Reichs Krieg; man zerſtreue ſich nicht, ſondern alles zuſammengezogen, alles andere Preis gegeben gibt den Sieg. Eine Schlacht zwingt den Feind, alle ſeine zerſtreuten Haufen aus dem Land zurückzuführen, und weh ihm dann, wenn die Einwohner Soldaten geweſen ſind, wie es ſein muß. Auch lockt man durch viele zerſtreute Truppen den Feind in alle Gegenden des Reichs, und verliert ſo die Einkünfte und den Erſatz der Mannſchaft.

Hierüber wäre vieles zu reden, beſonders wie das Soldatwerden ſich ohne Druck einrichten ließ. Es müßte jedem ein gewiſſer Spielraum gelaſſen werden, während deſſen er ſich ſelbſt die bequemſte Zeit, Soldat zu ſein, wählen könnte. Kein bürgerliches Geſchäft würde dadurch geſtört, und jeder Bürger würde gebildet. Der Soldatenſtand wäre für ihn eine Schule und eine Wanderſchaft. Uebrigens verſteht es ſich, daß die Bürger für den Krieg müſſen gewonnen werden. Es gibt dazu ein einziges und ſehr leichtes Mittel, und beſteht darinn; daß die Regierung durch offene Darlegung der Lage des Reichs ihnen zeige, daß ſie ſie als Theilnehmer des Staates würdiget, und ſie nicht als bloßes Treibvieh betrachtet. Dann bedarf es nicht der Peitſche, nicht ſchaler Aufrufe, nicht des Schimpfens über den Feind, nicht verdrehter Berichte oder wohl gar grober Lügen. Das Volk fühlt die Erniedrigung bitterer, wenn es ſieht, daß man es der Uebertölpelung fähig hält.

Wie der Einzelne und der Haufen ihre Schutz- und Trutzwaffen haben, alſo auch das Heer; denn es iſt wieder ein geſchloſſener Haufen, ein Leib, der ſich ümkleiden läßt, wie der einzelne. Der Panzer des Heers iſt die Schanze, ſein Gewehr ſind die groben Waffen.

Panzer des Heers.

Ein kleines Heer kann ſich überall verſchanzen und ſich in einer Nacht das Waffenkleid gegen den erſten Anlauf umthun. Vor Zeiten hat man ſich mehr eingewühlt als jetzt, weil es kleine Heere verſtatteten, weil man nicht ſogleich verhungerte, weil die Idee der Bewappnung noch nicht verſchwunden oder wenigſtens dieſes Mittel noch im Andenken war. Jetzt müſſen Armeen von Hundert-tauſenden beſtändig laufen, damit ſie nicht Hunger ſterben wie Heuſchreckenzüge; ſie müſſen laufen, damit die Luft nicht verderbe, und die Lager und Schanzen nicht eher zum Krankenlager als zum Walplatz werden, ſie müſſen laufen, weil ſie nichts anderes können. Das Zuvorkommen iſt freilich nicht das Schlechteſte im Krieg. Es iſt aber beſſer mit dem Kopf als mit den Beinen zuvorkommen. Iſt beides vereinigt, deſto beſſer.

Mir iſt das Sechseck die einzig mögliche Figur zur Verſchanzung. Bei ihm allein kommen alle Vortheile zuſammen, welche zu einer wechſelſeitigen Vertheidigung gefodert werden; verſteht ſich, daß ich vom Sechseck mit ausſpringenden Winkeln rede; das meinige iſt aber eine Verbindung des einfachen Sechsecks mit dieſem. Eine Feſtung iſt eine Ineinanderfügung mehrerer Sechsecke.

Von dieſen Sechsecken muß das Land überſäet ſein. Keine Brücke, kein Hohlweg, keine Steige muß ohne Sechseck bleiben. In Friedenszeiten ſtehen ſie leer, in Kriegszeiten liegen ſie nicht den Soldaten zur Vertheidigung ob, ſondern den Einwohnern der umliegenden

Gegend,

Gegend, die dazu organiſirt ſein müſſen. Eine ſolche Schanze kann ohne förmliche Belagerung nicht weggenommen werden, ſo lang die Beſatzung auf den Beinen iſt; auch dann nicht, wann ſie kein Loth Pulver mehr hat. Sie muß aber bewappnet ſein, und wiſſen daß ſie Landes verwieſen, der Kommandant aber aufgehenkt wird, wenn ſie ſich freiwillig ergeben. Städte muß man nicht befeſtigen.

Trutzwaffen des Heers.

Im Feld iſt die natürliche Schutzwaffe des Heers nur die Trutzwaffe, weil das, was das Ganze erhält, das Einzelne zerſtört.

Die Schutzwaffe des Einzelnen kann daher nicht gegen die Trutzwaffe des Heers beſtehn, und es wäre vergeblich, dagegen einen Einzelnen oder einen Haufen ſchützen zu wollen. Wo die Heerswaffe einſchlägt, da wirkt ein Gott. Kein Sterblicher darf widerſtehen. Das Einſchlagen muß aber abgehalten werden, und da tritt der Geiſt ein.

Der Geiſt iſt die Schutzwaffe, der Panzer des Heers; das Herz iſt die Trutzwaffe des Einzelnen. Wie der Kopf auf dem Leib, ſo ſteht der Anführer auf dem Heer. Er iſt der Gott, es die Welt, die von ihm regiert wird. Gott hat jeden Leib nach Maßgabe ſeiner Einwirkungen mit einer Hülle umgeben, die ihm das leben erhält, indem ſie ihn gegen die Einſtürmungen ſchützet. Warum ſoll es der Anführer nicht thun!

Zu den Heerswaffen rechne ich die Streitwagen und das grobe Geſchütz. Jene werden uns wieder von großem Vortheil werden, was dieſes thut, iſt bekannt. Beides muß der Geiſt lenken, es iſt die Trutzwaffe des Anführers, und wohl gebraucht erregt es die gehörige Furcht. Es darf aber nicht Hauptmittel ſein, ſondern muß dazu dienen, die Truppen an den Feind zu leiten,

wie es das Geſchäft des Anführers iſt. Noch muß es Unordnung hervorbringen.

Ihr werdet meinen, die Streitwagen hätte man nicht ohne Grund ſeit der Pulvererfindung abgeſchafft, die Pferde würden ſogleich niedergeſchoſſen werden. Vor der Hand müſſen die Streitwagen freilich durch Pferde gezogen werden, aber kann man denn dieſe nicht auch vor Flintenkugeln ſchützen? Uebrigens bin ich einem Mechanismus auf der Spur, vermöge deſſen man ohne Pferde einen Wagen auf der Ebene in den ſchnellſten Lauf bringen und darinn leiten kann. Doch wahrlich! das Pulver hat die Streitwagen nicht verdrängt, ſondern die Unwiſſenheit der Kriegführer der mittleren Zeit. Lang eh Pulver war, war kein Streitwagen mehr, war im Grunde kein Krieg mehr, ſondern nur wilde Balgereien. Vergeſſen war alle Kunſt und Wiſſenſchaft und mit ihnen die Maſchinen, Einrichtungen, Stellungen der ächten wiſſenſchaftlichen Krieger, der Griechen und Römer, als das Pulver erfunden worden. Wie lang hat man mit dem Pulver eben ſo ungeſchickt und geiſtlos gefochten, als vorher, und, wenn man den Takt ausnimmt, wie ficht man noch damit! Als wieder wiſſenſchaftlich gebildete Männer am Krieg Theil nahmen und wieder die Haufen geordnet wurden, griff man nach der nächſten, üblichen Waffe, die in der Unordnung entſtanden war, nach dem Feuergewehr. Das Alte kannte man nicht, die Unwiſſenheit und der Eigenſinn der meiſten Soldaten erlaubte keine Aenderung auſſer in Spielereien, im Putzen und Zuſtutzen und in einer viehiſchen Subordination unter den Stock. — Die Streitwagen können ſo geſtellt und auch an den Feind gebracht werden, daß nicht leicht ein Pferd fällt. Der Feind muß ſie nicht ſehen, eh ſie ihm in dem Rippen ſind.

Stel-

Stellung des Heers.

Wenn die parallele Stellung des Haufens nicht die vortheilhafteſte iſt, ſo kann ſie es auch nicht für das Heer ſein. Dieſe in ſolche Haufen vertheilte Truppen können nicht in einer gleichartigen Linie an einander geſchoben werden, theils weil es die Figur ihrer Stellung verhindert, theils weil dann ein ſolcher Haufen nicht mehr nach allen Seiten Geſicht machen, und dem Feind an vier Seiten ſchaden könnte, theils endlich weil die grade Linie der Bedeutnng des Heers widerſpricht. Eine grade Linie kann ſich nie vertheidigen, höchſtens nach vorn; an den Seiten und von hinten iſt ſie bloß. Bei meiner Stellung aber vertheidigt jede Abtheilung, jede Linie die andere. Eine ſolche Stellung iſt in ſich eine Feſtung, die Hunderttauſend nicht einnehmen können; ja ſie iſt mehr als eine Feſtung, ſie iſt eine bewegliche Feſtung, und ſchließt ein, fängt, zerdrückt alles, was ihr in Weg kommt.

Das iſt die Idee des Heers, daß es eine bewegliche, vernünftige Feſtung ſei. Das iſt die Idee des Kriegs, daß er eine Feſtung in des Feindes Lager vorſchiebe und ihn daraus vertreibe. Nach der Lage des Orts, aus Menſchen eine beliebige Feſtung augenblicklich zuſammen zu fügen und zu bewegen, iſt die Kunſt des Taktikers.

Ich bin bei allen meinen Unterſuchungen von dieſer Idee ausgegangen, daß das Heer eine bewegliche, lebendige Feſtung ſei; eine Idee von der größten Fruchtbarkeit und die zugleich alle Einrichtungen von ſelbſt anbietet.

Als Feſtung ſoll es ein geſchloſſenes Vieleck bilden, weil die Vertheidigung, beſonders gegen jetzige Armeen auch zu den Seiten und ſelbſt hinten geſchehen muß. Allein dieſer Menſchenwall kann ſich umkehren, weil er lebendig iſt, und weil meine Haufen dazu eingerichtet ſind. Es iſt daher keine geſchloſſene Figur nöthig zur

Men-

Menſchenfeſtung. Nur die Seiten müſſen noch Wälle haben aber auch offene, weil ſie vor- und rückwärts Schießſcharten haben. Es entſteht dadurch eine Figur, die noch kein Feldherr angewendet hat; jedoch darf ich nicht ſagen, daß ich ſchon alles hierüber verglichen hätte. Die Schwierigkeit, in der Noth Vierecke zu bilden, fällt ganz weg. Ich brauche ſie nicht erſt zu bilden. Welch ein großer Gewinn!

Die Hauptlinie darf nicht länger ſein, als zwei Schußweiten; damit ſie völlig von den Seiten- oder Flügelwällen vertheidiget werden kann. An der ſchwächſten Stelle dieſer Linie fallen auf jeden Punct zwei Schüſſe, und zwar kreuzende. Dieſe Figur fodert 12630 Mann Fußgänger. Sie bilden die lebendige Feſtung.

Zur Idee der Feſtung gehört weſentlich die Beſatzung. Die Feſtung ſelbſt darf ſich nicht trennen, nie verfolgen, nie angreifen; ſondern nur die Garniſon. Jene hat dieſer nur zu folgen, damit ſie unter den Kanonen der lebendigen Wälle fechte, damit ſie, wenns Noth thut, aufgenommen, und der ſodann erfolgende Angriff der Feinde abgeſchlagen werden kann.

Die Beſatzung beträgt an Fußgängern 8748 Mann, und iſt zu allen Bewegungen fähig. Sie führt die Streitwagen und die leichten Kanonen, die Feſtung die ſchweren.

Die Reiterei gehört nicht zur Feſtung ſondern zur Beſatzung, weil ſie das Beweglichſte iſt, und beträgt 1053 Pferde. Ihre Hauptbeſtimmung iſt, beim Ausfallen die feindlichen Kanonen zu nehmen, und daher muß ſie nie anders als im Galop und mit Spießen ankommen.

Das Angreifen der Beſatzung geſchieht nur in der Idee des Ausfalls, und die Schlacht wird von mir angeſehen als ein Angriff auf ein Belagerungsheer. Die

Schlacht

Schlacht geht nur unter dem Schutz der beweglichen Feſtung vor, wie jeder Ausfall unter den Kanonen des Walls. Solche Vorkehrung gibt den Soldaten Sicherheit und Muth; das iſt die Hauptſache, das iſt der Sieg. Einer ſolchen lebendigen Feſtung kann in einer Schlachtzeit keine Million etwas anhaben. Sie kann die nackten Puppen ruhig rings um ſich herum wimmeln laſſen. Sie iſt ein Wall nach allen Seiten, aus dem jeder Stein ſchießt, ſticht, haut, in dem ſich jede Breche von ſelbſt ausfüllt. Sie hat eine vollzählige Garniſon; jeder Haufen iſt ein Ganzes für ſich, und es hat nicht den geringſten Einfluß auf das Heer, wenn einer zerſtört wird — gefangen muß keiner werden —; jeder Soldat iſt endlich ſchuß-, hieb- und ſtichfrei. Nur Kanonen ſind für ihn da, ohne dieſe wäre es keine Schlacht.

Hier wäre vieles, vieles zu ſagen, beſonders über die Art des Angriffs, aber man kann und muß nicht alles ſchreiben.

Mit dem Stab, den Kanonieren und den Jägern ſteigt das ſtreitende Heer auf 23606 Mann. Der Rückhalt iſt nicht berechnet.

Iſt der Feind ſo ſtark, daß es phyſiſch unmöglich wäre, in ſoviel Zeit als unſere leiblichen Kräfte anhalten, auf alle ſeine Leute zu ſtoßen und ihm ſoviel Menſchen unbrauchbar zu machen, daß die Uebrigen nicht mehr gegen uns auftreten können: ſo verſteht es ſich, daß wir auch mehr Menſchen haben müſſen, aber wie geſagt, nicht um dieſes Heer zu vergrößern; denn es iſt eine geſchloſſene, aufs genaueſte abgemeſſene Maſchine, in der jeder überzählige Zahn Stockung hervorbringen muß. Wir müſſen dann zwei, drei Heere bilden und hinter oder neben einander ſtellen.

Gegen-

Gegen den Feind iſt alles erlaubt. Es iſt lächerlich von Kriegsrecht zu ſprechen, wo ein Theil darauf ausgeht, den andern zu zerſtören, alſo ihm ſein Leben, ſeine Freiheit, mithin ſeine Menſcheit zu rauben. Wie kann da noch von Rechten die Rede ſein, wo die Menſchheit vertilgt wird, wo reiſſende Thiere in Scharen umherziehen, und zerfleiſchen und verſchlingen, was ihnen menſchlich vorkommt! Dem Anführer iſt daher jedes Mittel erlaubt, heiß es wie es wolle, um den Feind zu zerſtören. Er darf durch ſeine bewegliche Feſtung Himmel und Erde, alle Elemente, Luft, Waſſer, Erde und Feuer, alle Reiche, Mineral- Pflanzen- und Thierreich in Aufruhr bringen, ja er darf alles zerſtören, ſobald es zu ſeinem Zweck nöthig iſt. Der Krieg iſt eine Aufhebung der Bande der Menſchheit, und er kennt keine Gränzen der Zerſtörung.

Wenn Gränzen anerkannt werden, ſo geſchieht es nur aus Klugheit und Strategie. Wer ſie aus Menſchlichkeit anerkennt, iſt ein Tyrann ſeines Volks; denn mehr wird von dieſem zertreten durch falſch angebrachte Schonung als durch den Feind bei tapferer Aufopferung. Es ſtehen dem Feldherrn auſſer ſeinem Heer alle Kräfte des Staats und der Natur zu Gebot, und er darf nicht bloß, er muß ſie anwenden, wo es nur immer vortheilhaft iſt. Ein wackerer Krieger muß mit reinem, unſchuldigem Gemüth Tugenden und Laſter in ſeiner Gewalt haben, und ſie willkürlich ausüben können, je nachdem es ſeine Stellung gegen den Feind erheiſcht. Es wird geben, die dieſe Regel ſcheußlich, unmenſchlich, ja gottlos finden — aber ſie wiſſen nicht, wovon die Rede iſt. Sie ſind gute Leute, und man weiß ſie als ſolche zu ſchätzen und zu brauchen. Sie müſſen mit; und ſie helfen die vermeintlichen Abſcheulichkeiten muthig begehn. Nur das Wort wollen ſie nicht hören, wie die Weiber. Wer nicht laſterhaft, nicht grauſam ſein kann, kann auch nicht tugendhaft, nicht mild ſein. Kann der lieben, der nicht haſſen kann? Es ſind ganze Völker aufzuweiſen, die in dem ungeheuren Laſter verſunken ſind, nicht haſſen zu können. Da muß man beten:

ten: Abgrund der Gutmüthigkeit und der Dummheit öffne dich, und verſchlinge dieſe Völkerbrut, damit die Geſchichte nicht lehre, wie ſie ſelbſt die Verwandlung in den gutmüthigen Ochſenſtand gewählt habe. Wozu ſich ſelbſt täuſchen? Wozu den Schein der Moralität aus-hängen, wenn man das Entgegengeſetzte thut? Und thun es nicht eben die am öfterſten, welche immer die Gerechtigkeit und die Moral im Maul führen? Es gilt ganz gleich, wie man ein Thier erlegt, ob durch Stärke oder Liſt, Redlichkeit oder Betrug, Barmherzigkeit oder Grauſamkeit. Gegen Thiere gibt es ja weder Pflichten noch Rechte. Der Feldherr muß ein machiavelliſcher Leu wie Machiavell, und ein machiavelliſcher Fuchs wie Anti-Machiavell ſein, wenn er der wilden Thiere Meiſter werden will.

Dieſes ſind die höchſten Erfoderniſſe zum Sieg. Ich fodere ein durchaus neues Syſtem, neue Kleidung, neue Bewaffnung, neue Stellung, neue Uebung, neue Anordnung, wofern nicht bloß die Zahl entſcheiden, wofern nicht die Greiſe, die Kinder und die Weiber mit ins Feld rücken ſollen.

Der ſiegt, der mit neuer Kunſt gegen die alte kämpft, ſogar wenn auch die neue fehlerhafter wäre. Nur ein neuer Streich entſcheidet eine Schlacht.

Nocheinmal! die Kriegskunſt iſt die erhabenſte Kunſt aller Künſte, und fodert Kenntniſſe, die der Laie nicht ahnt und ſie daher verachtet. Freilich treiben die meiſten Soldaten ihr Handwerk gedankenlos, ohne Bewußtſein ihres hohen Standes, oder mit Eitelkeit und Pralerei, welche den Unwiſſenden hinlänglich kenntlich macht. Vielen iſt die Wiſſenſchaft fremd, und das Herumwerfen der Flinte und das Strecken der Wade iſt ihre Kriegskunſt. Daher iſt es dem Bürger und dem Gelehrten zu verzeihen, wenn er in dieſem Stand Roheit und Kunſtloſigkeit wahrnimmt. Es gibt aber auch Soldaten, und es gibt jetzt ſchon viele, die die Tiefen des Kriegs erblickt haben, die wiſſen, daß in ihm alle Wiſſenſchaften ſich verbinden, um das Höchſte der Menſchheit, das Leben, das freie Leben, — ein anderes gibt

es nicht — zu retten und zu erhalten. Vor dieſen tretet beſcheiden zurück und ſtaunt die Helden an, welche für ſo hohen Zweck, für den einzigen der Welt alle Wiſſenſchaften, alle Talente, alle Geſchicklichkeiten aufbieten, alle Vergnügen, alle Bequemlichkeit, ja das Leben ſelbſt aufopfern!

Welches iſt dann der Lohn der Helden? Sind ſie gute Menſchen; das Bewußtſein, daß durch ſie die Menſchheit beſteht und ewig lebt, und ſie durch ſie, obgleich nur Einzelne: Sind ſie böſe; das Bewußſein, daß durch einen großmüthigen Mord ihre Thaten beſtehen und ewig leben, und nicht durch ſchändliche verdunkelt oder gar ausgewiſcht werden.

Nur ein neuer Streich ſiegt.

Um Gott! Laßt doch den Sinn einmal Euch rühren,
Und gönnt von Mitleid einiges Zeichen
Den Thränen des ſchmerzhaften Volkes,
Das Ruh von Euch allein
Nächſt Gott erwartet: Und doch dürft ihr nur
Von Mitſinn einiges Zeichen gönnen;
So greifet Mannheit gegen Wuth
Zur Waffe — und das Schlagen iſt kurz;
Iſt doch die alte Wackerkeit
In wel chen Herzen noch nicht erſtorben!

Einleitung.

Vorſtehendes war gedruckt im November 1811, im ſechs- ten Wintermonat unſerer Unterjochung; Folgendes wurde angefangen im November 1813, im erſten Wintermonat unſerer Befreiung. Vom erſten waren fünf Stücke ver- theilt an Männer, welche jetzt alle für Theutſchlands Er- löſung ſtreiten, von denen aber ein würdiges Glied ſchon als Sühnopfer unſerer politiſchen Unbeholfenheit den Hel- dentod ſterben mußte — Scharnhorſt, der Schöpfer und Einrichter von Preußens Heer und Preußens Verſchan- zung —; als mein Nachbar, Becker in Gotha von einer Franzoſenhorde plötzlich in der Nacht überfallen und fort- geſchleppt wurde: niemand wußte wohin, niemand wuß- te warum, bis man jetzt erſt erfuhr, daß es wegen der unbedeutenden Aufmunterung an die Theutſchen im Reichs- anzeiger geſchah. Ob gleich nun mein Schriftchen nichts gegen unſere Unterdrücker enthält, ſo iſt es doch ſichtlich mit theutſchem Sinn geſchrieben; und das iſt genug, von Deſpotenknechten, beſonders einem Davouſt, der uns da- mals auf dem Nacken ſtand, erdroſſelt zu werden. Dieſe Betrachtung, der mir ſchnell ertheilte Rath obiger Män-

ner und die ſogleich laut gewordene Mitmüßung der Preußen, auf die ich damals vorzüglich gehofft hatte, gegen die Ruſſen beſtimmte mich, die Schrift geheim zu halten. Doch der Himmel hat uns die Schlacht von Leipzig werden laſſen, die alle Gefahr verſcheuchet; er hat uns wieder theutſche Fürſten gegeben, die durch die Freiheit, welche ſie uns gönnen, unſere Liebe, unſer Gut und Blut gewinnen, und dadurch vor fremdem Uebermuth und heimiſchem Sklavenſinn oder Felonie auf immer geſichert ſind. Die kleine Freude, welche uns die freie Mittheilung unſerer Meinungen und unſerer Sachen gewährt, iſt für ein Volk von ſo außerordentlichem Werth, daß es für eine Regierung, die ſie ihm gönnt, alles aufopfert, um ſie immer zu behalten, und gegen einen Störer derſelben alles wagt, um ihn zu entfernen. Das fürſtliche Haus blüht ohne Sorge, das von der Freiheitsfreude umgeben und bewacht iſt; das aber zehrt ab, das nur ſtumme Knechte und zitternde Brave im Dienſt hat. Sie hauchen ihm Gift in jede Schüſſel.

Es iſt eine Zeit in Europa, vorzüglich aber in Theutſchland erſchienen, die an Eigenthümlichkeit, an großem Charakter, an Erwachen von geiſtigen und leiblichen Kräften nimmermehr ihres Gleichen gehabt hat. Millionen Bewaffnete ſtehen ſich gegenüber, um zu kämpfen für Freiheit und für Unterjochung, kein Punct in Europa iſt ruhig, kein Dorf, ja kein Haus, aus dem nicht Bewaffnete herausſtrömten. Hier eilt alles, das ſchmähliche Joch abzuhauen, dort reißt man alles fort, um es feſter ans Horn zu binden. Engelland gebührt vor uns die Ehre, die Weltunterjochung Napoleons von ihrem erſten Augenblick an erkannt, und ſich ihr mit bewunderungswürdiger Conſequenz, welche nur aus klarer Einſicht folgen kann,

und mit kaum zu berechnenden faſt unerſchwinglichen Aufopferungen, aber auch deßwegen mit Glück entgegengeſetzt zu haben. Nach Engelland gebührt Oeſterreich die Ehre in Erkennung und Aufopferung, leider nicht mit gleichem Glück, vielleicht weil die engliſche Conſequenz fehlte, und wegen Umſtänden, damit wir es deutſch ſagen, wegen Saumſeligkeit, Mangel an Erkennung und Conſequenz der andern Theutſchen fehlen mußte. Nach Oeſterreich nennen wir mit Freuden Spanien, dieſes herrliche Volk, welches, unbekümmert um politiſche Erkennung, aus tiefem, natürlichem Gefühl das thut, was zu thun iſt, nehmlich das aus allen Kräften zu ſein, was man iſt, ein Spanier: dieſes Volk hat treu ausgehalten durch innere Anſtrengung und durch die engliſche Conſequenz, der es ſich mit Vertrauen überlaſſen hat. Dieſe drei Staaten ſind die einzigen welche ohne allen Tadel dem Weltſtürmer gegenüber ſtanden — alle andere haben ſich von ihm zu verſchiedenen Zeiten und durch verſchiedene Kunſtgriffe berücken laſſen; es war nöthig, um ihn zur unzweifelhaften Entwickelung ſeiner Abſichten gelangen zu laſſen. Er hat auch nicht lang gezaudert, die Larve auf die frechſte Art von ſich zu werfen. Wie könnte ein ſolcher Geſell den Brand in ſich erſtecken! Er riß das theutſche Gebäude ein, zerſchmetterte das bisher aus untheutſcher Politik ruhig geſeſſene Preußen, jagte nach Leidenſchaft Fürſten von Land und Hof, ſchuf Könige, vertrieb ſie wieder oder hetzte ſie wie Präfecte, und ſchnitt endlich das theutſche Küſtenland bis zur Oſtſee von Theutſchland ab, um es mit Frankreich, oder vielmehr ſeinem nun ohne Rückhalt frech und unbeſonnen angekündigten Großenreich zu vereinigen. Theutſchland war alſo vom Meer abgeſchnitten, hatte ſogar auf franzöſiſchen Charten ſeinen Namen gegen

den von Europe centrale vertauſcht; ja man hat die Theutſchen dermaßen wie Hunde betrachtet, daß man noch in demſelben Jahr die theutſche Sprache vor Gericht verboten, und in den Zeitungen die franzöſiſche Sprache, obgleich für Leute, die davon nichts verſtanden, befohlen hatte, mit der Vergünſtigung, daß die theutſche Ueberſetzung daneben ſtehen könnte. So hat noch kein Volk, ſelbſt nicht das Römiſche, andere Völker mit Füßen getreten wie das Franzöſiſche; ſo iſt noch kein Volk, ſelbſt nicht das Galliſche verächtlich, ungeſcheut, werth- und charakterlos, kraft- und geiſtlos behandelt worden wie das Theutſche. Es hat es aber auch keines ſo verdient wie wir. Kein Volk hat ſo mit ſich ſelbſt entzweit, kein Volk hat ſich ſo keck, verrätheriſch, ſchamlos, ja niederträchtig gegen ſeinen Herrn, den Kaiſer aufgelehnt als das Theutſche, keines war, ſo lang die Welt Menſchen trägt, ſo ſinnlos, daß es den als halben Feind betrachtete, der ſein Schutz iſt, daß es von dem ſich loszumachen ſtrebte, der ſein Vater iſt, daß es ſich dem in den Rachen warf, der ſeit Jahrhunderten ihn zum Verſchlingen bereit hält, und darüber durch keine Schmeicheleien täuſchen kann, da es der Rachen eines Ungeheuers iſt. Heißt das nicht alle Vernunft, alle Politik, allen Sinn, alle Religion, allen Verſtand, alle Einſicht ablegen und mit Füßen ſtampfen, wenn ſelbſt Gelehrte mit in das Gekrächze gegen den Reichsverband und den Kaiſer einſtimmten, welches einige ſelbſtſüchtige Regierungen oder Fürſten erhoben! Hat man nicht heimlich und laut und unaufhörlich in das ſonſt ſinnvolle Volk hineingeflüſtert und gepoltert: der Kaiſer iſt nicht euer Herr, er iſt euch fremd, wegen ihm müßt ihr Soldaten werden, wegen ihm müßt ihr ſo viele Steuern zahlen, er legt es beſtändig darauf an, euch euern angeſtammten Fürſten zu

nehmen, und euch zur Provinz ſeines Hauſes zu machen. Was Wunder, wenn endlich das gute Volk es glaubte! Es war ja mit dieſen Lehren erzogen, hat ſie ſchon mit der Muttermilch eingeſogen und als Kind lallen lernen. Was Wunder, wenn das Volk nicht gern in Krieg gezogen, den man ihm immer als einen Krieg, nicht des Reiches, ſondern des kaiſerlichen Hauſes vorgeſpiegelt hat, welches, wenn es auch wirklich der Fall war, doch den Mangel an aller Einſicht in Theutſchlands Wohl und Eigenthümlichkeit verräth; da jeder theutſche Fürſt jedem theutſchen Fürſten beiſtehen muß, wenn ſie auch ſelbſt ſich haßten, und wenn auch dieſer einen ungerechten Krieg führte. Dieſes iſt etwas dermaßen Klares, aber freilich mit den feigmoraliſchen Begriffen, die man in Theutſchland ſeit faſt Jahrhunderten in Umlauf geſetzt hat, Widerſtreitendes, daß wir nur von der künftigen Erziehung die Anerkennung erwarten können. Das wird aber doch bei dieſer Moral, die lediglich auf Engherzigkeit berechnet iſt, anerkannt werden; daß Glieder einer Familie, wenn ſie ſich auch alle in Haaren liegen, doch ſogleich zuſammen ſtehen müſſen, wenn ein Fremder ein Glied davon angreift, gleichgültig aus welcher Urſache. Da iſt das Recht, wo die Natur verbunden hat, nicht wo das Recht verbunden hat: denn dieſes hat kein Recht zu verbinden, wo die Natur getrennt hat; mithin iſt da kein Recht. Was Wunder, daß auf dieſe Art alles Soldatwerden in Theutſchland verhaßt war, daß aller Sinn für Freiheit, für Vaterland verloren gieng, wenn einem jeden vorgemacht wurde: das Ländchen ſeines Fürſten, nicht das Kaiſerthum ſei ſein Vaterland, der theutſche Nachbar jenſeits des Bachs ſei ein Fremder, mit dem er nicht frei handeln, nicht ohne Zoll, Mauth, Paß und Hudelei über ſeinen Schlagbaum kommen

dürfe; wenn ſelbſt Geſandte auf dem Reichstag zu Regensburg auf die Bruſt ſchlagen, und ſchreien: „Ih bi kei Theutſcher, ih bin e Würtemberger, oder e Baier, oder e Badner, oder N. N. N.“

Verdient denn ſolch ein Völkerklumpen anders behandelt zu werden, als ihn Napoleon behandelt hat? Verdient ſolch ein Klumpen noch als Volk anerkannt, verdienen ſeine Einrichtungen, Geſetze, Sprache geſchätzt, geduldet zu werden? Nein! wahrlich nicht! Ein ſolches Volk hat ausgelebt, es hat ſich ja ſelbſt für vernichtet erklärt, indem es keinen Kaiſer haben will, d. h. indem es nicht Theutſchland ſondern nur Oeſterreich, Preußen, Baiern, Sachſen u. ſ. w. ſein will. Nun kann aber doch augenſcheinlich keines von allen dieſen Häuflein ein Volk ſein: denn es ſind ja nur Stücke, nur Brocken eines von der Natur geſchaffenen, nur durch Herrſchſucht und Unverſtand zerſtückelten Volks. Volksbrocken können aber und ſollen nicht exiſtieren; mit Recht giengen ſie zu Grund!

Aber dieſer Untergang hat gezeigt, daß das theutſche Volk nur zu Grund geprediget, gelehrt, geſchwätzt, nicht wirklich zu Grund gerichtet war. Unter franzöſiſchem Joch fielen ihm die Schuppen von den Augen, die die einzelen Regierungen vorgehängt hatten, und dieſen fielen ſelbſt die Arbeitszeuge aus den Händen, als das ſchreckliche Erdbeben ihnen durch Mark und Knochen beberte. Nun warf alles den Preußen, Oeſterreicher, Baier, Sachſen, Würtenberger, Badner, Hannoveraner, Heſſen, Mecklenburger ꝛc. weg, jeder wollte wieder Theutſcher und nichts anders als Theutſcher ſein, jeder rief den Theutſchen um Hülfe an, nicht den Oeſterreicher, Preußen, Sachſen, Baier u. ſ. w. Es ging ihnen wie den Halsſtarrigen in dem bekannten rheiniſchen Volkslied:

„Jockele ſoll Byre ſchüttlen, Byre wollen nit fallen, Jockele will nit heim gehn"; bis der Teufel kam, und die muthwillige Brut zum bittenden Gehorſam brachte. Wenn daher der jetzige Krieg ſollte ſchnell zu End gehen, was freilich gegen Franzoſen kaum zu hoffen iſt, wenn nicht durch ein raſches Vordringen nach Paris ein Abfall erfolgt; ſo iſt zu fürchten, daß er für uns nur ein Krieg gegen den Teufel geweſen, und nicht ein Krieg für unſre Einſicht, für unſer zu Unsſelbſtkommen, für unſere Freiheit, für unſern Kaiſer: es iſt zu fürchten, daß die, welche als Theutſche ausgezogen, als Theutſche ſich am Rhein brüderlich die Hände gegeben, und ſich mit Thränen der Ausſöhnung ans Herz gedrückt haben, als Preußen und Oeſterreicher, Baiern und Sachſen, Würtemberger und Hannoveraner, Badner und Heſſen übermüthig nach Hauſe kehren werden, jeder mit der Prahlerei: „wir haben den Franzoſen den Garaus gemacht; wären wir nicht geweſen, ſo hätten die andern nichts ausgerichtet, wir allein haben uns gut aufgeführt, wir haben nicht geplündert, keine Grauſamkeit verübt, ohne uns wär Theutſchland verloren, unſer Fürſt muß Kaiſer ſein". Ich bin dergleichen Reden ſo gewiß, daß ſie mir jetzt ſchon um die Ohren klingeln.

Dauert aber der Krieg länger, nur ſo lang, daß er gemeinſchaftliche Anſtalten nöthig macht, gemeinſchaftlichen Credit, gemeinſchaftliches Geld, gemeinſchaftliche Truppenſtellung, Proviant- Muntierungslieferung, gemeinſchaftliche Lazarethverwaltung, gemeinſchaftliche Kriegsſteuer, allgemeine Vertheilung in Militärprovinzen ohne Rückſicht auf die Beſitzer, allgemeines Poſtweſen, Brücken- und Straßenbau, Feſtungsbau — was alles in kurzer Zeit nothwendig werden kann; dann iſt das Band zwiſchen Theutſchen und Theutſchen geknüpft, dann iſt es

dem einzelen Fürſten, ſo herrſchſüchtig er auch, und ſo erpicht er auf ſeine, bisher freilich verſpottete Suveränität ſein mag, unmöglich, ſich vom theutſchen Bund loszureißen; dann iſt es aber auch den einzelen Ständen unmöglich, ohne Oberhaupt zu exiſtieren, dann werden ſie unſern milden kräftigen Franz bitten, die Laſt Kaiſer über ſie zu ſein, die Laſt, ſie gegen auswärtige Klauen zu beſchützen, über ſich zu nehmen. Gott ſegne ihn, und öffne ihm das Herz, daß er, die Noth Theutſchlands betrachtend, ſeine Ruhe und das Wohl ſeiner Hausſtaaten weniger beachtend, wieder das Ruder, das er ſo lang durch ſtürmiſche Wogen mit aufrühriſchen Ruderknechten geführt, ergreife, und unſerer Schiffsbeſatzung Einheit, Eintracht, wenn ſie nicht aus Einſicht will, mit Strenge gebe. Wir verdienen ſie, wir haben ſie nöthig, als ausgeartete Kinder. — Dazu iſt auch Hoffnung vorhanden. Mehrere Anſtalten dieſer Art ſind ſchon vorgeſchlagen, zum Theil ſchon gemacht. Es ſteht ein Mann an der Spitze dieſer Geſchäfte, deſſen Einſichten, deſſen Eifer, deſſen Vaterlandsliebe jeder Theutſche kennt, verehrt und ihm dafür mit Liebe zugethan iſt. Er weiß es vorzüglich, wo bei uns der faule Fleck liegt. Schon hat er angefangen ihn zu erweichen, es wird ſich, wenn unſer Leib noch geſunde Säfte hat, ohne Schmerzen wieder friſches Fleiſch anſetzen. Man biete dieſem Mann die Hände, man überlaſſe ihm die weiſen Anordnungen, und thue, was ſie fordern.

In dieſem Krieg iſt es nicht zu läugnen, ſind die Theutſchen wieder glorreich erwacht und auferſtanden; Rußland, Rußlands edler Alexander hat den Stein abgewälzt. Wir müſſen die Ruſſen für immer als unſere Befreier anerkennen, und ſie dafür als unſre Brüder, die doch im Grund auch einmal zu den germaniſchen Völ-

kern gehört haben, ehren, und, ſollten ſie es je nöthig haben, ihnen unſere Hülfe in jeder politiſchen Lage zukommen laſſen. Theutſchlands Politik mit Rußland muß ſich auf die heutige Verbindung gründen, nicht auf ländermeſſende Augen.

Nachdem der Stein abgewälzt war, gebührt Preußen die Ehre der erſten männlichen Erſtehung. Sie ſind kräftig emporgeſprungen; Mann und Weib, Alt und Jung iſt zu Waffen, oder Kleidern, oder Lebensmitteln geeilt, um zu fechten, zu kleiden, zu nähren; die alttheutſchen Schlachten, wo Weib und Kind mit auszogen, und hinter dem Treffen den Männern, Vätern, Söhnen, Brüdern, Geliebten Muth und Standhaftigkeit zuriefen, und die Verwundeten pflegten, haben ſich erneuert. Die Preußen ſind dafür ſchon belohnt, Theutſchland hat ihre Tapferkeit, ihr männliches Betragen laut anerkannt. Mögen ſie dadurch nicht hochmüthig werden. Preußen hat Rußland mächtig geholfen, beide konnten jetzt wenigſtens die Franzoſen ſo lang aufhalten, bis die andern Theutſchen gerüſtet waren. Zuerſt trat Oeſterreich wieder ins Feld, edel und großmüthig, obſchon in vorigen Kriegen von allen andern Theutſchen verlaſſen, obſchon mit Theutſchlands Widerſacher durch Heirathsbande verſchwiegert. Aber das Volk mit Einſicht hat erkannt, daß das Vaterland keinen Schwiegerſohn hat; es iſt aufgeſtanden, um Preußen und Rußland zu helfen, um ſich zu helfen, um Theutſchland zu helfen, und es hat entſchieden, es hat in Sachſens Feldern entſchieden — Theutſchland iſt vom Feind geräumt, das Joch iſt zerbrochen, wir, unſere Fürſten ſind frei — aber noch nicht ohne Gefahr.

Nun kommt Baiern an die Reihe, Theutſchlands Dank zu haben. Noch eh das Joch zerbrochen war, noch als

es Napoleons Rache zu fürchten hatte, war ſein Herz von Teutſchlands blutenden Wunden gerührt; es gab Oeſterreich die lang feindliche Hand nun freundſchaftlich, und die Baiern zogen mit Jubel nach Hanau, um dem geſchlagenen Franzos den letzten Stoß zu verſetzen. Er burzelte über den Rhein. Oeſterreichs Kriegserklärung war ein Meiſterſtück, das auf ewige Zeiten Muſter bleiben wird. Preußen hat ſehr unweſentliche Kriegsgründe vorgebracht; es brauchte keine zu geben. Die Erklärung des Königs an ſein Volk war die rechte und hinlängliche Kriegserklärung. Auch Baierns Erklärung und Würtenbergs beſtanden in nichts als in Privatklagen gegen Napoleon, da es doch nichts weiter bedurft hätte, als zu ſagen: Jetzt Napoleon finden wir es an der Zeit, der Stimme unſeres Volks nachzugeben, und deinen Deſpotismus zurückzutreiben. Rechenſchaft haben wir hierüber niemand abzulegen.

Der Orden des eiſernen Kreuzes, der in Preußen für dieſen Krieg und nur für ihn errichtet wurde, iſt einer der treffendſten und tiefſten Gedanken, den das neue Zeitalter, welches von dieſem Völkerkrieg ſeinen Anfang herſchreibt, hervorgebracht hat. Silber und Gold haben ſie uns genommen, aber das Eiſen haben ſie uns gelaſſen: das Eiſen iſt unſer Joch, das ſie uns aufgelegt; wir haben es zum Kreuz umgeſchaffen, um vor ihm den Gott der Völker um Rettung anzuflehen, um ihm ewige Treue zu ſchwören; Er hat es uns zum Schwert umgeſchaffen, auf daß wir mit demſelben Joch, das uns zum dienſtbaren Vieh erniedrigte, unſre Treiber erſchlagen ſollten. Möchte doch das eiſerne Kreuz nicht bloß für Preußen, ſondern für alle Theutſche Orden werden! Alle haben Anſpruch auf ein Zeichen für dieſen Krieg allein. Die andern Orden ſind gegen dieſe ohne Werth.

Nachdem die Franzoſen über den Rhein waren, haben alle theutſche Fürſten geeilt, von den drei Verbündeten Rettern noch gegen die Franzoſen angenommen zu werden. Ihre Völker hatten gleiche Geſinnungen und gleichen Eifer wie alle andere Theutſche gegen die Franzoſen ſchon früher an den Tag gelegt; und von dieſem Augenblick an iſt kein theutſches Haus mehr, in dem nicht Waffen gegen unſere Erbfeinde bereitet würden. Ein heiliges Streben, ein heiliger Sinn hat ſich aller Gemüther bemächtiget, ohne Lehre, ohne Predigt, ohne Treiber. Dieſer Sinn nimmt die Schande von uns, die wir gefliſſentlich auf uns gewälzt haben, dieſer Sinn giebt uns wieder Vaterlandsliebe und macht uns wieder zu einem Volk, als welches wir im Begriff waren, zu verſchwinden. Bedenkt was das heißt: keinem Volk anzugehören. Welch ſchreckliche Antwort, die kein Menſch ohne Schamröthe und Stottern ausſprechen kann, wenn ihn ein Fremder in Aſien oder Afrika frägt; weß Landes, weß Volkes biſt du? Und er ſoll ſagen: keines — wie ein Hurenkind! Dahin wäre es beinah mit uns Theutſchen gekommen durch unſere Unachtſamkeit, ja durch unſern Frevel am gemeinſamen Vaterland.

Lieben wir daher unſere Fürſten, die nun mit uns eines Sinnes ſind, die nicht mehr allein ein Staat mit ihren wenigen Bürgern werden ſein, und ihn von andern Theutſchen werden abſondern wollen, die ebenſo nothwendig nach einem Kaiſer rufen werden als wir, um gegen fremde Uebermacht geſchützt zu ſein, ja um ſelbſt fremder Schwäche die Luſt zu benehmen, von uns ein Stück loszureißen: denn bei unſerer Verfaſſung, bei unſerer Selbſtſucht, als kleine Stäätchen wie große Reiche unabhängig ſein zu wollen, dürfte ſich auch der ſchwächſte Lumpenhund einfallen laſſen, da und dort ein Stück abzureißen.

Freilich fährt uns oft der jammervolle Gedanken durch die Seele, daß uns Theutſchen nicht zu helfen ſei, bisweilen ſogar, daß wir der Freiheit nicht würdig ſeien. Das erſte, wenn wir unſere politiſche Verfaſſung, die ſich einmal nicht ändern läßt, betrachten, und die Geſchichte des theutſchen Reichs ſeit Marbod und Segeſt bis 1806, die nichts enthält, als Zerfleiſchungen der einzelen Volksſtämme, und Empörungen gegen das Reichsoberhaupt; das zweite, wenn wir den verſchwundenen Sinn für Vaterland und Politik betrachten, der zwar wieder aufgeflammt iſt, aber bei verdorbenem Holz nicht fortbrennen kann. Das Erſte hat das Zweite herbeigeführt, das Zweite das Erſte unterhalten. Kaum iſt abzuſehen, wie ſich eines, und dadurch beide ändern laſſen. Bleiben wir in der Geſchichte verſunken, ſo ſind wir verloren: wir müſſen öffentlich fremden Herren dienen, denen wir ſeit zwei Tauſend Jahren heimlich gedient haben; im erſten Tauſend den Römern, im zweiten den Afterrömern. Hermann und Wittekindt ſcheiterten an der blinden Nebenbuhlerſchaft der einzelen Stammesfürſten. Hat uns zweitauſendjährige Erfahrung klug und nachgiebig gegen unſere Brüder gemacht? Wir zweifeln! Gewalt, nur Gewalt bringt uns zur Vernunft. Sie werde doch angewendet! So ruft jeder theutſche Mann! Zwingt uns doch, Theutſche zu ſein, ſonſt ſind wir es nicht!

Gott ſei geprieſen! Franz, Alexander, Friedrich Wilhelm ſeien geſegnet! denn ſie ſind groß vor Gott; er hat ihre Weisheit, ihre Milde, ihre Waffen geſegnet: denn ſie brauchen ſie für die Freiheit des Volks Gottes!

Neue Bewaffnung.

Verſchanzung.

Ich rede hier bloß von Feld- oder Gemeindſchanzen, welche überall angelegt und von der Landwehr oder dem Landſturm vertheidigt werden ſollen. Jedes Amt, das etwa 1000 Mann ſtellen kann, muß eine ſolche Schanze am gelegenſten Ort, wo ſie einem eindringenden Feind am meiſten ſchadet, an Brücken, Hohlwegen, Städten ꝛc. haben. Sie dient zum Waffenplatz der Gegend; ſonntäglich iſt darinn oder darum Waffenübung.

Eine grade Schanze Taf. III. Fig. A dient bloß zum Schutz, vermehrt aber nicht die Gefahr des Angreifenden, weil alle Schüſſe parallel gehen, daher auf jeden Punct nur eine Kugel fällt. Man macht darum ſolche Linienſchanzen im Zickzack Fig. B. Sie ſind ohne Zweifel am vollkommenſten, wenn die Winkel rechte ſind, weil ſich dann jeder Schuß mit dem andern kreuzen muß. Dergleichen Linien ſind aber nur für große Heere, die nicht umgangen werden können, was jedoch in den meiſten Fällen möglich iſt.

Um nicht umgangen zu werden, und um einem weit zahlreichern Feind widerſtehen zu können, macht man auch Schanzenlinien hinter und neben ſich, d. h. man macht Schanzen rings um ſich her. Wenn wir aber die zackige Linie krümmen, können die Winkel keine rechte bleiben; ſie vergrößern ſich, und zwar, da ſie auf einen Kreis aufgeſetzt werden, bis auf 120 Grad. Solcher Winkel laſſen ſich nun im Kreis nur 6 ſtellen Fig. F. ghiklm, und es wird mithin der gedachte Kreis ein Sechseck, nopqrs.

Das Sechseck iſt das Element geſchloſſener Schanzen oder Feſtungen.

In einem Dreieck Fig. C iſt der äußere Scheitelwinkel acb von 60°, welche Fläche alſo nicht beſtrichen werden kann. Dazu kommt noch, daß der Schuß nur ſenkrecht von der Schanze abgeht cd, ce, wodurch der Winkel jederſeits um 30° wächst. Da herein kann alſo der Feind leicht dringen.

Gibt man der Schanze mehr Seiten im Viereck D, wodurch ſie dem Kreis näher gebracht wird; ſo mißt der todte Winkel dce nur 90°: beim Sechseck E nur 60° dce. Jede Seite dieſer Figur iſt der Halbmeſſer des entſprechenden Kreiſes, und ſo kann man ſagen, ſei das Sechseck die Darſtellung des Kreiſes als Vieleck, mithin die zur Verſchanzung paſſendſte Figur. Es müſſen aber auf dieſe Figur die Vertheidigungslinien geſetzt werden, wodurch das kreiſichte Vielzack Fig. F. adbfcea entſteht, welches eine Sternſchanze iſt.

In dieſer Figur vertheidiget eine Seite ag die andere gd, zwar nicht unter rechten Winkeln, was bei einer geſchloſſenen, runden, Kreis darſtellenden Schanze unmöglich iſt; aber der Winkel iſt einem rechten hinlänglich nah, er

mißt 120° wie der innere Winkel des Sechsecks nop, der ſein Scheitelwinkel iſt.

Eine ſolche Figur aufm Feld abzuſtecken, wäre ſchwer, wenn man Seite vor Seite, Winkel vor Winkel abmeſſen müßte. Man kann es leichter haben, wenn man die Schanze als zwei in einander gelegte Dreiecke abc und def betrachtet. Man ſteckt die Linie ab ab; zwei gleichlange Schnüre geben die zwei andern Seiten des Dreiecks ac, bc. Dann legt man die Schnur dreifach zuſammen, und theilt die Linie ab in drei Theile ag, gh, hb, ſchlägt in g und h Pfähle. So verfährt man bei ac und bc, ſchlägt Pfähle in m, l, und i, k, und zieht die Schnüre durch gm nach d, e, durch hi nach d, f, durch kl nach e, f. Damit iſt die Sternſchanze fertig gezeichnet.

Die Bruſtwehren mache man außer den Schnüren, ſo nieder als möglich, daß ſie der Feind gar nicht ſieht. Er wird dadurch verhindert, ſich auf die Flanken zu ſetzen, und die Seiten nach der Länge zu beſchießen. Es iſt beſſer, man grabe ſich ein, als daß man die Erde vor ſich erhebe, was um ſo weniger nöthig iſt, da man in den Gemeindſchanzen keine oder nur 1 — 3 Kanonen haben wird.

Dieſes nenne ich die äußere Schanzlinie, und ſchlage noch eine innere vor, die man noch einnehmen kann, wenn der Feind die äußere ſchon erſtürmt hat. Dieſe innere Schanze bilde das Sechseck ſelbſt nopqrsn. Die Erde wird aber über die Schnur ab des Dreiecks hereingeworfen, wodurch no entſteht; bei n und o werden Einſchnitte als Eingänge offen gelaſſen, aber mit ſtarken Gattern verſehen. Sind einige Feinde auch wirklich ſchon bei d hereingedrungen, ſo empfängt ſie ein neues Feur aus no; läßt man nun noch einige Fladderminen in

gdbg fliegen, ſo wird der Feind mit Schrecken die Flucht ergreifen.

Endlich habe ich noch einen dritten Vertheidigungsort vorzuſchlagen, der aber mehr dient, ſich bei einem gelungenen Sturm vor der erſten Wuth des Soldaten zu retten, und über eine ruhige Uebergabe zu unterhandeln. Es iſt das Blockhaus t in der Mitte der Schanze. Es ſei ſo groß, daß die ganze Beſatzung darinn Platz habe, ſei oben mit Erde bedeckt und ſo ſtark, daß einige Kanonen darauf ſtehen können. Dieſes iſt der einzige Platz für die Kanonen in Gemeindſchanzen, weil es unmöglich iſt, in einem Land ſo viel Kanonen aufzutreiben, als zur gehörigen Beſetzung einer ſolchen Schanze nöthig wären, weil auch eine ſolche Schanze keine Feſtung ſein und keine Belagerung aushalten ſoll. Vom Blockhaus herunter ſchießt man hoch über die niedern Schanzen hinaus, und zwar nach allen Seiten, von denen der Feind ſich nähert. Man muß deßhalb wenigſtens 2—3 Kanonen oben ſtehen haben.

Im Blockhaus ſeien gänzlich die Vorräthe und die geflüchteten Sachen der Gegend.

In einer Entfernung von 100 Schritt mache man einen Schwall um die Schanze, wie ein Glacis, ſo daß der ſteile Rand gegen die Schanze gerichtet iſt, der Schwall ſich aber gegen das Feld ſo langſam verliere, daß er dem Feind nicht zur Bruſtwehr dient, und er von der Schanze aus beſtrichen werden kann. Will er ſtürmen, ſo muß er über den Schwall herunter ſpringen, und iſt nun unſerem Feuer ſo ausgeſetzt wie ein gefangenes Wild. Während er ſich bemüht, wieder zurückzuklimmen, wird er erſchoſſen. Zugleich verdeckt der Schwall dem Feind die Richtung der Schanzenecken.

Zwiſchen dem Schwall und der Schanze ſeien Wolfs-gruben u, auch ſchlage man kurze Pfähle ein, und verbinde ſie durch Seile, damit der Feind darüber hinausſtürzt, wenn er, beſonders zu Nacht angreift. Man wird Paliſaden, ſpaniſche Reiter nicht vergeſſen. Im Graben unmittelbar vor der Schanze Waſſer oder Dornſträucher.

Kleidung — Schutzwaffen.

Taf. I ſtellt einen theutſchen gepanzerten Krieger vor, der vom Schutzgeiſt der menſchlichen Freiheit den Helm und eine Ermahnung über den Ernſt unſers Kampfes erhält.

Die wichtigſte Decke iſt die der Bruſt und des Rückens. Ich habe Verſuche mit Fließpapier angeſtellt, und gefunden, daß es zur Bepanzerung nichts taugt; denn eine Kugel auf 60 Schritt aus einem gewöhnlichen Soldatengewehr, ſchlug durch 80 Bogen und ein morſches Brett. Der Panzer muß alſo von Eiſen ſein, und mit dickem maſtrichter Leder überzogen werden. Ein bekannter und geſchickter Künſtler in Metallarbeit hat einen Bruſtpanzer von ſtarkem Eiſenblech verfertiget, der nicht mehr als $\frac{7}{4}$ Pfund wiegt, und nicht über 2 Thlr. koſtet. Wahrlich eine wohlfeilere Kleidung iſt nicht zu erdenken. Es ſoll nun der Bruſtpanzer 2 Pfund wiegen, das dazu erforderliche Leder 1 Pfund, ſo ſind es drei, mit dem gleichſchweren Rückenpanzer ſechs, dem Hüftpanzer oder dem Schurz neun. Dieſes iſt kein Gewicht. Alſo macht ein ſolcher Panzer niemand ſchwerfällig oder unbeholfen, koſtet ferner kaum 10 Thlr., wofür ſich ja niemand einen Rock anſchafft, der doch weder gegen Näſſe noch Kälte ſchützt, vom Schutz gegen Spieß und Säbel, geſchweige Kugel nicht zu reden. Ein ſolcher Panzer hält

ferner jahrlange Strapatzen aus, und es fordert es mithin die Staatshaushaltung eben ſo laut, als das Leben des Staatsbürgers, der jetzt unter den Waffen ſteht, daß die Schutzwaffe wieder eingeführt werde.

Wie der Panzer zu verfertigen iſt, daß er nur bis an den Bauchbug reichen darf ꝛc., brauche ich nicht anzugeben. Das müſſen die Waffenſchmiede beſſer verſtehen als ich. Aber was dazu gehört, muß ich angeben.

Das Leder wird durch Oeſen und Riegel an den Rändern und in der Mitte des Eiſenpanzers befeſtiget. Zur Zierde oder vielmehr als Erforderniß des Geſchmacks, und als Zeichen eines gebildeten Volks muß der Rand des Bruſtleders einen Saum haben, der bei Befehlern nach griechiſcher Tracht eingebrannte Goldzeichnungen enthält. Der Bruſtplatz wird durch ein, ebenfalls durch Goldarbeit gezeichnetes Kreuz in vier Felder getheilt, und jedes leer gelaſſen, damit nach und nach die Kriegsthaten ſymboliſch oder wirklich darinn abgemalt werden können, und der Panzer ſo unmerklich zum Wappen wird.

Der Schurz beſteht bloß aus ledernen Schienen ſo an beiden Panzerſtücken hangend, daß zwei Schienen in Zwiſchenräumen eine dritte decken, und ſo an dieſe befeſtiget ſind, daß ſie ſich über einander ſchieben laſſen. Der vordere und hintere Schurz ſind an den Seiten getrennt, um nicht die Bewegung zu hindern.

Von ſolchem Leder muß auch der Halspanzer Taf. II Fig. 1. 2. a ſein, der nur in der Schlacht umgethan wird. Er ſei ſo weit und hoch daß er Mund und Naſe geräumig bedeckt. Seitwärts wird er an der Achſelklappe b des Panzers, hinten am Kragen des Rocks befeſtiget, welcher unter den Panzer angezogen wird. Bei Befehlern könnte

er ein Mundrohr von Metall haben, um die Stimme zu verſtärken.

Die Kopfbedeckung iſt der Helm von Eiſen. Ich weiß keine vollkommenere vorzuſchlagen, als die der franzöſiſchen Küraſſiere. Die Helme unſerer theutſchen Truppen halten nichts ab. Hüte, Schako, Bärenmützen ſind keine Kleidung eines Kriegers.

Die Hoſen ſeien von Tuch, und zwar weite Pumphoſen, die aber von den Hüften und nicht durch Refte getragen werden, nur bis an die Waden reichen, im Sommer oder nach Luſt des Mannes offen ſtehen, im Winter aber unterm Knie durch einen Faltenzug geſchloſſen werden. Die Schweizerhoſen ſind die ächten Hoſen; alles andere iſt Verſtümmelung.

Wenn wir Griechen oder Römer wären, würden unſere Krieger Schienbeine und Füße blos, und ſtatt der Schuhe Sandalen tragen. Sie brauchten ſich dann nicht zu ſcheuen, durch Waſſer und Koth und Sümpfe zu waden, das Waſſer blieb ihnen nie in Schuhen ſtehen, wodurch man fußlos wird; im Winter Schuhe und Strümpfe zu tragen, wäre darum nicht verboten. Das iſt aber nun einmal vorüber. Man thue aber was man kann. Der Krieger trage Strümpfe mit Ueberſtrümpfen, im Sommer Sandalen, im Winter Schuhe. Trugen ja doch noch die Spanier, als ſie gegen Rußland ziehen mußten, bloße Füße auf Sandalen. Wenn man keine Strümpfe, und ſtatt der leinenen wollene Hemden trüge, könnte der Soldat den läſtigen Ranzen entbehren.

Trutzwaffen.

Die Waffe aller Waffen iſt der Spieß, Taf. II. Fig. 1. Er halte wenigſtens doppelte Mannslänge, ſei

vor und hinter dem Handgriff c ſchnell verdickt, damit viel Gewicht in die Hand falle, vorn habe er ein Kreuz d, welches einerſeits ſich in eine Axt, andererſeits in einen ganz eingerollten Haken endet, zum Auffangen des feindlichen Gewehrs.

Nach dem Spieß folgt das Schwert. Es hange an einem breiten Gurt um den Unterrand des Bruſt- und Rückenpanzers, welche zu dieſem End einen vorſtehenden Rand haben müſſen. Auf dieſem Schwertgurt ſitzt die Patrontaſche e, in Form einer ſteifen Wurſt, die um den ganzen Leib reicht, und ſchiebbar iſt. Sie ſei nicht weiter als eine Patrone, ſo daß alle in eine Reihe neben einander um den Leib herum zu liegen kommen. Die Taſche hat einige Querwände, und einen Deckel f, der auch einigemal unterbrochen iſt. Die Flinte iſt eine leichte Jagdflinte, die umgehängt wird. Beim Feuren wird der Spieß in die Erde geſteckt, und die Flinte auf einen an ihm angebrachten Haken g aufgelegt. Aufm Rücken wird weiter nichts als das Ränzchen von beiden Schultern hh getragen, weil es nun einmal nöthig iſt.

Wer einige kleine Puffer und einen Dolch zu ſich ſtecken will, findet am beſten Platz dazu an der Patrontaſche, die deßhalb Bequemlichkeiten haben muß.

Dieſes Kleidung und Bewaffnung des Kriegers.

Stellung.

Die vollkommenſte Stellung wäre ohne Zweifel die, in der alle Kräfte zu gleicher Zeit wirken, in der man ſich nach vorn, hinten und nach den Seiten wehren, in der man die Macht in die kleinſten Theile auflöſen und in die größten Maſſen mit Leichtigkeit vereinigen, in der jeder Theil den andern, wie die Baſtionen einer Feſtung ver-

theidigen, und in der man zugleich, unbeſchadet obiger Forderungen die größte Strecke Feldes decken könnte, theils um zur freien Bewegung Spielraum zu haben, theils um dem feindlichen Feur nicht zu dicke Maſſen auszuſetzen, theils endlich um ſich nicht überflügeln zu laſſen. Dieſe Forderungen zu erfüllen, iſt eine ſchwere Aufgabe. Die jetzige Stellung löst nur die zwei letzten, gewiß die unwichtigern. Jeder Verſuch, ſie zu löſen, ſollte daher gehört werden.

Ein Mann kann ſich nicht nach allen Seiten vertheidigen: er hat aber vier Seiten, nach denen er Geſicht machen ſollte; um vier Geſichter zu haben, muß man vier Menſchen hinſtellen — die einfachſte Wehrſtellung wäre alſo 4 Mann. Dieſe 4 Mann ſtehen aber nicht in einer Linie, weil ſo keiner den andern vertheidigte, ſondern ſo, als wenn ein Menſch nach vier Seiten Geſichter hätte, alſo mit dem Rücken gegen einander gekehrt, wie Taf. II Fig. 1. zeigt.

Vier Mann ſind das Element der Stellung, und zwar vier Mann ins Kreuz geſtellt.

Vier Mann geben aber keine Maſſe, welche einer größern Maſſe oder nur einem Pferd widerſtehen könnte; denn ein Pferd iſt gleichzuſetzen zwei Mann für ſeine Breite, und drei Mann für ſeine Länge, mithin 6 Mann.

Die vier Mann müſſen unterſtützt werden, und zwar wenigſtens durch 16 Mann, damit ſie umgeben werden. Das Element der Stellung iſt aber nicht ein Mann, ſondern vier. Die hinzugethane Unterſtützung muß demnach zu je vier Mann geſchehen. Wir ſtoßen alſo an den Stock von vier Mann andere vier Mann, und dieſes nach demſelben Grundſatz; indem nun je vier Mann als ein Mann betrachtet, und als ein ſolcher geſtellt werden. An

jede Seite des Stocks a kommt alſo ein Kreuz von vier Mann b und c, wie Fig. 2 zeigt.

Dieſe drei Mannkreuze ſtehen aber nun nach vorn und hinten bloß, ſind auch erſt 12 Mann, und müſſen mithin noch mehr erhalten. Die Figur gibt die Lücken ſelbſt an, wohin die Kreuze zu ſtellen ſind. Offenbar in d, e und f, g, wodurch die Fig. 3 entſteht, welche ſogleich die Lücken h und i angibt, in die noch zwei Mannkreuze gehören. Durch ſie iſt die Figur geſchloſſen, wie Fig. 4 zeigt. Sie beſteht alſo aus 1 + 2 + 4 + 2 = 9 Mannkreuzen, oder 36 Mann. Mehr können nicht hinein. Das Element der Stellung iſt mithin ein Mannkreuz, die zweite lückenloſe Figur iſt das ausgefüllte Mannkreuz oder der doppelte Keil. Zwiſchen 4 und 36 Mann giebt es alſo keine Zahl, in der alles wechſelſeitig vertheidiget würde.

Betrachten wir dieſe Figur genauer, ſo iſt ſie ein Quadrat, deſſen Seiten op, oq ſechs Mann lang und hoch ſind; theilen wir ſie durch die Linie fae, ſo iſt ofep eine Stellung von drei Gliedern, deren jedes 6 Mann lang, mithin eine Section unſerer gewöhnlichen Kompagnieen iſt. Wir nennen dieſe Section Zug. Es ſtehen hier zwei Züge hinter einander, fp und qe. Dieſe Anſicht macht, daß unſer Keil aufs leichteſte aus der gewöhnlichen Linienſtellung von drei Gliedern zu bilden iſt, ohne daß die Soldaten den geringſten neuen Unterricht nöthig haben. Wir hätten eine Kompagnie von 36 Rotten oder 108 Mann; wir laſſen ſie abtheilen in 6 Züge (Sectionen) 1, 2; 1, 2; 1, 2; Fig. 5, und commandiren:

Zweite Züge en colonne hinter die erſten! —
Marſch! —
Links ſchwenkt euch!

Man läßt ſie nur eine Viertelsſchwenkung machen, und commandirt:

Halt!

Rechts Front! (nehmlich eine Viertelswendung).

Hat man das einmal mit den Leuten gemacht, ſo geſchieht alles viel ſchneller und auf einmal, indem man den zweiten Zug ſich hinter den erſten, während dieſer ſchwenkt, ziehen läßt, wie es Fig. 5 vorſtellt. Man commandirt: Erſter Zug ſchwenkt links, zweiter zieht ſich dahinter!

Marſch!

Halt! Rechts Front!

Iſt auch dieſes gelernt, ſo commandirt man bloß: Man wird den Keil formieren; Marſch! — Halt! — Front! So ſind in einem Augenblick drei Keile gebildet, deren jeder wieder den andern vertheidiget. Sie ſtehen nun wie vor- und einſpringende Winkel einer Feſtung neben einander, und jeder Keil beſtreicht die Fronte des andern; auf jeden Punct, auf dem ſich der Feind nähert, fallen daher zwei Schüſſe.

Die Keile ſind immer geſchloſſene Quarrés, die daher von keiner Reiterei überraſcht werden können; ſie ſind auch ſo klein, daß ihnen Kanonen nicht mehr als gewöhnlich ſchaden können, ſie ſtehen ſo nah beiſammen, daß ein Keil den Angriff auf den andern hindert, ſie ſind ferner ſo weit von einander entfernt, daß die feindlichen Reiter zwiſchen durch können, wodurch Unordnung in ihnen entſteht, und ſie um ſo ſicherer verloren ſind; da ſie den Keilen nicht in den Rücken kommen können, weil ſie keinen Rücken ſondern 4 Geſichter haben. Braucht man noch größere Maſſen, ſo ſchiebt man mehre Keile an einander Fig. 7, 8, oder man

löst ſie in Linienſtellung auf, und formt ſie en colonne, wenn man dazu Luſt hat.

Beim Antreten formen ſich aber die Keile anders. Die Mittellinie von 6 Mann Fig. 4, or tritt an, und gibt die Fronte: vor und hinter dieſe treten 5 Mann, dann 4, dann 3, dann 2 und dann 1. Es geht eben ſo leicht, wenn man ſich alle nach dem Vordermann richten läßt. Beim Marſchieren müſſen aber die Glieder etwas geöffnet werden, weil nicht Mann hinter Mann ſteht, ſondern hinten zur Seite.

Die Eckmänner ſind die ſtärkſten; der vorderſte hat ein Uhlanenfähnlein am Spieß, wornach die andern ſich richten. Das Mannkreuz in der Mitte braucht nicht zu ſchießen. Es beſtehe daher aus den Kriegshandwerkern. Einer habe eine Axt, einer ein Grabſcheit, einer eine Pickelhacke, einer eine Säge, kurz was man zum Schanzen, Brückenbau, Thoreinreißen ꝛc. nöthig hat. Alle haben aber Spieße, und zwar ſeien derer, die in der Mitte ſtehen länger, ſo daß ſie eben ſo weit als die der vordern Glieder vorragen. Es iſt unnöthig, zu zeigen, daß dieſer Keil ſeine Spieße nach allen 4 Seiten halten könne, daß indeſſen die mittlen mit den Gewehren der vordern ſchießen können ꝛc.

Reiterei.

Die Reiter dürfen nicht wie die Fußgänger geſtellt werden, weil ſie nicht nach allen Seiten ſich zu vertheidigen haben, ſondern nur nach vorn und den Seiten. Ein Reiter braucht zwei Nebenreiter, welche ſeine Knappen (Secundanten) ſind. Das Element der Reiterſtellung be-

ſteht mithin aus der Zahl drei — heißt ein Reiterzug Taf. II. Fig. 6, a, b.

Da die Reiter nicht ſelbſt den Krieg führen, ſondern ihn nur führen helfen, ſo gehören ſie zu den Keilen, als deren weit wirkende Waffen, als Ausſpäher, Beſchäftiger, Ueberfaller, Geſchütznehmer, Rückendecker beim Rückzug, Verfolger beim Sieg. Da ein Keil nur 6 Mann breit iſt, ſo haben nur zwei Reiterzüge hinter einem Platz, alſo auf 36 Fußgänger 6 Reiter oder der ſechste Theil. Die Reiter ſtehen unterm Befehl des Keilführers; ſie haben jedoch ihre Rittmeiſter, damit ſie, wenn es nöthig iſt, zuſammen gerufen werden können, um allein und in Maſſe zu handeln.

Der Keilführer befindet ſich außer dem Keil. Er tritt in denſelben bei einem unmittelbaren Angriff.

Bildung größerer Haufen.

Um aus Keilen eine geſchloſſene Figur zuſammen zu ſetzen, bedarf man wenigſtens vier, Fig. 7; es iſt aber nicht nöthig, daß die hintere Lücke No. 4 geſchloſſen ſei, aber wohl, daß der Befehl von der Mitte aus gegeben werde, wozu nur drei Keile paſſen. Löst man ſie auf Fig. 6, ſo behält No. 1 den linken Flügel, No. 2 folgt, dann No. 3. Sie ſind immer ſo weit von einander, als Raum gh nöthig iſt, eine Linie Fig. 5 von drei Gliedern zu formiren; ſo haben die Reiter freien Spielraum, niemand beengt den andern.

Dieſe 3 Keile Fig. 6 beſtehen mithin aus 3 . 36 = 108 Mann ohne den Führer, und mögen ein Fähnlein heißen. Ein Fähndrich führt ſie. Um große Maſſen zu bilden, ſchiebt man Fähnlein in Fähnlein, ſo daß die

Spitze des vordern Keils in die Lücke der beiden hintern fällt, wie Fig. 8 weiſet, a, b, c. Iſt daß noch nicht genug, ſo ſchiebt man noch ſeitwärts in d, e ꝛc. ein.

Zur Bildung eines Heers wird in dieſer Zahl fortgeſchritten. Drei Fähnlein ſind ein Haufen, der mithin 3. 108 = 324 Mann zählt, und von einem Hauptmann geführt wird. Hat im zweiten Keil des zweiten Fähnleins die Fahne.

Drei Haufen ſind eine Schaar, alſo 3. 324 = 972 Mann; wird von einem Oberſten geführt. Hat auch eine Fahne in der Mitte. Drei Schaaren bilden ein Regiment, alſo 3. 972 = 2916 Mann oder 81 Keile; wird vom General geführt. Drei Regimenter bilden eine Brigade, alſo 3. 2916 = 8748 Mann. Drei Brigaden ſind 3. 8748 = 26,244 Mann, ein Heer, deſſen Führer Feldherr oder Heerführer heißt. Er hat $\frac{1}{6}$ Reiter oder 4374. Mithin beſteht das ganze Heer aus 12 Regimentern, 30,678 Mann, ohne Führer, Scharfſchützen, Kanoniere ꝛc. Mehre Heere ſtehen unterm Oberfeldherrn.

Außer den Fahnen muß man noch, gleich den Römern, Bilder großer theutſchen Fürſten und Feldherren im Heer auf hohen Stangen tragen, aber von Feldherrn, deren Andenken unter uns groß iſt, von Ehrenveſt, Hermann, Waldſtein, Tilly, Bernhard von Weimar, Eugen, Ludwig von Baden, Friedrich der zweite von Preußen, Laudon ꝛc. Man hüte ſich jedoch, die Bruſtbilder noch lebender Menſchen vortragen zu laſſen, weil dadurch theils Eiferſucht und Hochmuth erregt, theils aber auch der Zweck verfehlt würde; indem mancher im Heer gehaßte auf der Stange ſtecken würde, von dem ſich die Soldaten lieber abwenden als ihm folgen möchten.

Schlachtordnung.

Man hat die grade und ſchiefe Stellung, die dünne und dicke. Aus den bisherigen Endwickelungen folgt die Feſtungsartige. Ein Heer iſt eine lebendige, bewegliche Feſtung, und muß ſich mithin auch nach den Regeln einer Feſtung vertheidigen. Sie werden aber abgeändert durch den Begriff einer lebendigen Feſtung, als welche keinen Wall von hinten braucht, weil ein und derſelbe Wall ſich umkehren kann.

Denken wir uns eine Schlachtordnung in Geſtalt der Sternſchanze F, ſo müßte ſie ſich ohne Zweifel lächerlich und verwickelt ausnehmen. Streichen wir aber aus dieſer Figur weg, was durch das Leben unnöthig wird, ſo haben wir eine Feſtungsſtellung. Stellen wir unſer Heer in die Sternſchanze, ſo kommt auf jede der 12 Seiten ag, gd ꝛc. ein Regiment, weil das Heer 12 Regimenter und die Schanze 12 Faßen hat; nehmen wir nun die Wälle weg, ſo bleiben bloß die lebendigen Feſtungslinien übrig, deren aber nun zur Vertheidigung zuviel ſind, weil ſie ſich umkehren können. ab ſei die Fronte gegen den Feind, alſo ae und bf die Flanken. Dieſe beſtreichen ſich, und ſind daher nothwendig. Aber am kann ſich auch gegen ag kehren und ſchießen; mithin iſt ag unnöthig und die ganze Linie ab: ſo ef. Dieſe Linien können alſo zurücktreten bis mspi, da verfließen und da die Hauptlinie bilden; wie Fig. 9 mi weiſt.

Auf den Flanken ae und bf Fig. F und 9 ſtehen 4 Regimenter, und auf den Faßen gdh und lck ebenfalls 4, mithin $\frac{2}{3}$ des Heers. Die Mittellinie oder Walllinie mi wird von den 4 übrigen Regimentern gebildet, und zwar

kommen ſie ſo zu ſtehen wie die Zahlen 1 — 12 in beiden Figuren angeben.

Was noch von der Feſtungszeichnung übrig geblieben iſt, iſt die Hauptlinie mi mit den 4 Flankenlinien. Die Faßen gdh und lck ſind als Garniſon anzuſehen. In dieſen ſind wie in den Flanken die Keile ſtaffelartig (en echellons) aufgeſtellt mit den gehörigen Zwiſchenräumen. Man kann meine Flanken Hörner nennen, und man wird ſie nicht unrecht mit den Cornua der römiſchen Schlachtordnung vergleichen.

Die Kanonen ſtehen in den großen Zwiſchenräumen, bei i, m, g, h ꝛc.

Man ſieht ohne mein Bemerken, daß jede Stelle übers Kreuz beſtrichen werden kann; Flintenkugeln aber in der Front auf jeden Punct 6, auf den Flanken 4 fallen. Die Garniſon hinter der Fronte dient als Reſerve.

Soviel iſt gewiß, daß in dieſer Stellung ein Regiment das andere, eine Schaar die andere, ein Keil den andern vertheidiget, daß keine Ueberflügelung möglich, oder wohl möglich aber nicht ſchädlich iſt. Nur eines ſcheint bedacht werden zu müſſen. Wird ſich nehmlich der Feind nicht auf die Hörner ſetzen, und die Hornlinien am, bi nach der Länge beſchießen? — Das kann er nicht, wofern er nicht doppelte Uebermacht hat, weil er ſich viel zu ſehr ausbreiten müßte, was nothwendig zu ſeinem Verderben ausſchlagen würde; indem die Garniſon ſein Centrum angreifen könnte. Thut er es ungeachtet dieſer Gefahr; ſo ſind drei Mittel da, ihm auszuweichen: das ganze Heer rückt vor oder zurück, das Horn macht eine Schwenkung, oder endlich es legt ſich nieder. Dieſes iſt bei unſerer Einrichtung möglich, weil die Keile Zwiſchenräume haben und nur aus 36 Mann beſtehen, die augenblicklich wieder her-

geſtellt ſind, wenn Reiterei vordringen wollte; und endlich weil hoffentlich kein Soldat ſich einbilden wird, es ſei wider die Ehre, ſich zu legen. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Garniſon jede beliebige Stellung annehmen kann, daß die Reſerve nicht hinter der Linie angenagelt ſteht, ſondern auf die bedrohte Flanke eilt, daß die Hörner nicht wie an einen Winkelhaken von 120° gebunden ſind. Beweglichkeit, Veränderlichkeit iſt die Hauptkraft in den Schlachten.

Ein Regiment Keile nimmt wegen den Zwiſchenräumen, die aus der Entſtehungsart der Keile bleiben, ebenſoviel Länge ein, als wenn es in drei Gliedern ſtände. 2916 Mann bilden 972 Rotten; auf jeden Mann 4 Quadratfuß Raum gibt fürs Glied 2 . 972 = 1944′ Länge. Vier Regimenter bilden mithin eine Linie von 4 . 1944 = 7776′ oder 3333 Schritt zu 28″, alſo über eine halbe Stunde. Die Länge eines Regiments mäße $\frac{3333}{4}$ = 833 Schritt; und ſo weit wäre der Flügel von der Garniſon bei i und h ꝛc. entfernt. Sie können ſich alſo vollkommen vertheidigen.

Schanzenbeſetzung.

Wenn man eine oben beſchriebene Schanze auf 1000 Mann oder eine Schaar von 27 Keilen, 972 Mann ohne die Führer berechnet, ſo kommen auf jede der Seiten zwei Keile oder 72 Mann, welches 24 Keile wegnimmt; drei bleiben übrig. Auf den Mann einen Schritt Platz gibt die Länge von 72 Schritten auf eine Seite; folglich mißt die Dreiecksſeite ab 3 . 72 = 216 Schritte, die Linie eb als die Hypotenuſe von ab etwa 300, ſo daß es vom Blockhaus bis zum äußerſten Punct der Schanze 150 Schritte iſt, und die Kanonen alſo gehörig wirken können.

Dieſe Schanzen beſetzt beim herannahenden Feind die Landwehr, oder wenn es nöthig iſt, der bloße Landſturm. Wenn wir nur ein Sechstel der Einwohner waffenfähig halten, ſo kann ein Landſtrich von 6000 Einwohnern eine Schanze haben; manche Stadt alſo mehre. Das neue Theutſchland kann leicht 30 Millionen Menſchen, folglich 5 Millionen waffenfähige haben. Nimmt man von dieſen auch eine Million zu den Heeren, ſo bleiben 4 Millionen für die Schanzen, die mithin 4000 Schanzen beſetzen können. Wenn wir in unſerem Vaterland 4000 vertheidigbare Schanzen haben, wird es wohl keinem Feind einfallen, uns zu unterjochen. Nun habe Theutſchland 12000 Quadratmeilen, ſo kommt auf jede 3 Quadratmeilen eine Schanze. Der Feind ſtößt daher jeden Tag, er mag ſich hinwenden, wohin er will, auf eine Schanze, vor der er muß reguläre Truppen liegen laſſen, oder die er gar ſtürmen muß.

Am meiſten legt man natürlich an Heerſtraßen, aber auch in abgelegene Oerter, Wälder, Schluchten, auf Berge, zwiſchen Sümpfe und Seen, an welche Plätze die Einwohner ihre Habſeligkeiten flüchten, und von wo aus Streifereien in den Rücken des Feinds gemacht werden. Mangel an Zufuhr oder an Nachricht, werden dieſe auch nur einen Tag aufgehalten, ſind oft entſcheidend. Außer den Schanzen werden die Straßen an vielen Stellen durchſchnitten, in Hohlwegen Verhaue angelegt, auf fahrbaren Feldern Wolfsgruben gemacht; ſind viel beſſer als Gräben, weil man ſolche nur an einer Stelle zuzuwerfen hat, um fortfahren zu können. Bei Wolfsgruben muß man jede Minute halten, und hin und herfahren. Städte und Dörfer zu vertheidigen, oder gar die Einwohner zu verleiten, daß ſie aus Fenſtern ſchießen, iſt höchſt verderb-

lich; weil es nothwendig die Abbrennung der Orte nach ſich zieht, manchen braven Bürger der Erſchießung Preis giebt, und die Einwohner furchtſam macht, oder gegen die Regierung aufbringt, oder beim glücklichſten Ausgang ſie moraliſch verſchlechtert, tückiſch, meuchelmörderiſch macht. Will man Feſtungen nur beobachten, ſo wäre es ohne Zweifel am beſten, wenn die Beobachtungstruppen in ſolchen Schanzen um die Feſtung herum ſtänden. Man brauchte nicht ſoviel Leute, und es giengen bei Ausfällen nicht ſoviel verloren. Statt zu liegen können ſie ja graben.

Ein Hauptbeweggrund aber zur Errichtung ſo vieler Schanzen iſt die Bildung des geſammten Volks zu Kriegern. Sie ſind die Uebungs- und Sammelplätze der Jugend, ſie lernt darinn Geſchick, Benehmungskunſt, weiß, was es heißt, wenn das Vaterland zum Kampf ruft, lernt den Soldatenſtand nicht als einen beſondern Stand, nicht als einen Strafſtand kennen und fürchten, lernt eine Ehre darein ſetzen, Soldat zu ſein. Ein Hauptgewinn iſt auch der, daß in vom Feind beſetzten Städten die Einwohner den Belagerern behülflich ſein können; weil ſie ſich zu ſammeln und einzurichten verſtehen, weil ſie ſchon ihre Führer haben. Jetzt lautet es wahrlich ſonderbar, wenn man hört, das die freundlichen Belagerer es den Bürgern übel deuten, daß dieſe keinen Aufſtand bewirken. Man bedenke doch, daß dieſe Bürger dieſes Handwerk nicht verſtehen, daß man von Jugend auf in ſie geſchrieen hat: den Bürger geht der Krieg nichts an, ſeine Pflicht iſt Ruhe, er überlaſſe Fürſten und Soldaten die Entſcheidung ſeines politiſchen Looſes und ergebe ſich wie ein Schaf darein, daß man ihm alle Waffen zu tragen verboten, ja ſie ihm ſogar genommen, daß man Schützengilden als einen Tand, oder Geldverſchwendung, oder gar als

gefährlich aufgehoben, die Jagd unterſagt ꝛc. ꝛc. hat. Und nun ſollen ſolche Leute nicht bloß die Waffen zu führen verſtehen, ſondern ſogar ſich unter den Feinden erheben, ſich ordnen, Führer wählen! Wahrlich! das heißt viel verlangt, wenn ein Menſch aufſtehen ſoll, dem man vorher die Beine abgehauen!

Scheerenbrücke.

Die Kinder haben ein Spielzeug, welches ſie Schäfer und Schafe nennen Taf. II. Fig. 10. Zwei kreuzweis über einander gelegte Stäbe a, b werden in der Mitte durch einen Zapfen e wie eine Scheere verbunden; auf gleiche Art werden an jedem End dieſer Scheere zwei andere Stäbe durch Zapfen verbunden, die ſich wieder kreuzen u. ſ. f. 3, 4 Paare. Dieſes Spielzeug ſcheint mir eine vortreffliche Brücke zu werden, welche leicht auf einem einzigen Wagen mitgeführt, und für Fußgänger über einen ſchmalen Fluß bei ausgetretenem Waſſer, oder über einen Feſtungsgraben augenblicklich geſtoßen werden kann. Ich würde dieſe Scheerenbrücke auf folgende Art aus ſtarken Bohlen von 24′ Länge bauen laſſen.

Unter den erſten Mittelzapfen e kommt eine Unterlage f, die frei ſein kann, etwa ein viereckiger Klotz. Die Handhaben oder Landen a, b ſeien 30′ lang, und bekommen beim Anfang Tritte von Brettern g, g, auf die ſich Soldaten als Gegengewicht ſo lang ſtellen, bis die Scheerenbrücke ſoweit geſtoßen iſt, daß ſie auf das andere Ufer oder die Bärme reicht, und der eiſerne Hacken v eingreifen kann. Bei h iſt einerſeits ein Seil befeſtiget, das andererſeits um eine Winde i läuft, wodurch die Landen ſich genähert werden, und alſo die Brücke aus einander geſtoßen wird.

An den Ecken der Brücke ſeien gezähnte Latten k angebracht, welche in einer Art Ring l, m gehen, durch den ſie hinunterſchießen, um gleichſam der Brücke als Pfeiler zu dienen. In der Ruhe liegen die, welche hinten im Ring m laufen, ſo, daß das untere End auf dem Scheereneck v ruht, aber davon herunter fällt, ſobald die Scheere eine gewiſſe Verlängerung erhalten hat.

Zwiſchen den Scheerenarmen Fig. 11 ml und en werden ſtarke Gurte, oder Riemen, oder Seile dicht neben einander befeſtiget, genagelt, und darauf Felle oder ſtarke Leinwand oder Flechtwerk von Seilen gelegt und befeſtiget o, p ꝛc., alles nur ſo lang, als man die Scheerenbrücke verlängern kann, damit ſie gehörig geſpannt werden.

Auch Lehnen laſſen ſich anbringen, die ſich ſogar ſelbſt ſtellen. Auf die Ecken Fig. 10 ſtellt man Latten r, s, beweglich um einen Zapfen, und verbindet ſie mit einigen Seilen ruts. Bei Verlängerung der Brücke müſſen ſie ſich wegen der Kürze des Seils nothwendig aufrichten. Es verſteht ſich, daß die zwei Endlatten nur eine Viertelsdrehung machen können; ſonſt würden ſie gegen einander fallen. So iſt dieſe Brücke fertig, die ſich zuſammenlegen läßt, und nicht viel mehr Raum wegnimmt als gleichviel freie Bohlen. Beſteht ſie nur aus drei Scheeren, jede von 24 Fuß, ſo kann man damit über einen Graben von 60 Fuß Breite ſetzen, und das in wenigen Minuten.

Luftballon.

Belagerungsheere müſſen einen Luftballon haben. Aus ihm läßt man die Feſtungswerke aufnehmen, beſonders ob Unterwälle, Raveline, Brillen, Scheeren ꝛc. vor den Baſtionen oder Curtinen ſind; auch kann man alle

Bewegungen des Feindes, ſeine Truppenzahl, die Lage ſeiner Magazine ꝛc dadurch leicht erforſchen; kurz eine ſolche Vorrichtung muß hundert und hundert Vortheile gewähren. Sie iſt ein Spion des Himmels, dem der Feind nichts anhaben kann.

Meteorolog.

Noch wäre zu rathen, daß die Feldherren Aſtronomen in ihrem Stab hätten. Man hat ſich zwar — ich weiß nicht aus welcher Art von Verſtand — hinlänglich über Waldſteins Seni luſtig gemacht, ſo daß man einem ſolchen Vorſchlag nicht anders als mit Gelächter entgegenkommen wird. Das mag ſein. Dieſe Stabsaſtronomen müſſen keine bloßen Sterngucker, ſondern practiſche Aſtronomen, d. h. Meteorologen ſein. Wie viel kommt es zu einem Unternehmen, Ueberfall, Schlacht an, wie das Wetter iſt. Wenn der Meteorolog es auch nur auf 2—3 Tage mit Wahrſcheinlichkeit vorausſagen kann, ſo iſt damit genug erreicht. Waldſtein hat ohne Zweifel ſeinen Aſtronomen zu etwas beſſerem benutzt, als man jetzt in unſern überklugen Zeiten wähnt. Ein Mann wie Waldſtein war doch wohl kein Tölpel!

Geolog.

Der Geolog iſt dem Feldherrn ſo nöthig als der Geometer. Ein Menſch, der alle Gebürgszüge, ihre Höhen, ihre Thäler, ihre Flüſſe kennt, der ſchon aus der Gebirgsart zu beurtheilen im Stand iſt, ob es jenſeits eben oder ſchroff ſein wird, kann ohne Zweifel gebraucht werden.

Das neue Frankreich
1814.

Länder und Völker.

Sprachen ſcheiden Völker, nicht Beſchlüſſe; Gebirgszüge ſcheiden Wohnſitze der Völker, nicht Flüſſe.

Die Sprache iſt die Erſcheinung des menſchlichen Geiſtes und Charakters; iſt die Erſcheinung verſchieden, ſo iſt es auch der innere Grund. Zwei Sprachen laſſen ſich nimmermehr verbinden, und zwei Völker nimmermehr verſchmelzen.

Im Thal, am Waſſer findet der Menſch ſeine Nahrung und Beſchäftigung, nicht aufm Berg, am Felſen. Die Völker haben ſich daher nicht auf den Bergen, ſondern in den Thälern niedergelaſſen, und von den Thälern aus ſich die Gaben der Berge, Holz und Stein geholt. Wenn ſich Völker ausbreiten, ſo rücken ſie vom Hauptſtrom an den Nebenflüſſen hinauf, endlich an die Bäche, und von dieſen kommen ſie erſt auf die Höhen. Eh daher die Länder ganz bevölkert waren, waren die Gebirge öd, Wälder, und was jenſeits der Gebirge hauſet, weiß gewöhnlich das wilde Volk dieſſeits nicht. In der Regel findet man auch in

ganz bevölkerten und gebildeten Ländern jenſeits eines Gebirgszugs einen andern Menſchenſchlag; an den Ufern eines Stroms aber, ſei er noch ſo breit, wird man in der Regel einerlei Menſchenſchlag treffen.

Eine Menge Menſchen, die eine Sprache ſpricht, iſt ein Volk, muß durch einerlei Geſetz ſich erhalten: denn ſonſt wäre es ja nicht ein Volk; einerlei Geſetz muß durch einerlei Gewalt gehandhabt werden: denn ſonſt wäre es ja nicht ein Geſetz; eine Gewalt muß durch eine Vernunft geleitet werden: denn ſonſt wäre es nicht eine Gewalt; ein Volk kann nur eine Regierung haben. Dieſer Einheit entſpricht offenbar nur die monarchiſche Regierung, weil die eine Vernunft ſich nicht entzweien kann. Eine andere Regierung als die monarchiſche, iſt ein Widerſpruch, kann nicht beſtehen. Eines Heeres kann doch wohl nur einen Führer ſein: ein Heer iſt aber doch wohl von einem Volk nicht verſchieden. — Wir bauen keine Staaten auf Miethſoldaten, und wiſſen daher auch Volk vom Heer nicht zu unterſcheiden.

Ein Volk muß Wohnſitze haben; Wohnſitze eines Volks ſind ſein Land.

Ein Volk muß beiſammen wohnen; mithin ein Land keine andere Länder oder Völker zwiſchen ſich haben.

Das Land, als Wohnſitz von Menſchen betrachtet, iſt nothwendig ein Thal-Land; Gebirgsketten ſind mithin des Landes Gränzen. Iſt ein Volk ſehr groß, ſo kann es natürlich viele Thäler bewohnen, und mithin auch Gebirgszüge im eigenen Land haben.

Wenn mithin Theile fremder Sprache oder Völker, oder kleine Völker im Land des großen Volks wohnen; ſo ſind ſie als unnatürlich eingewandert, als innwohnende Fremde zu betrachten, und mit dem Hauptvolk zu ver-

ſchmelzen durch einerlei Geſetz und Sprache: denn — warum bewohnen ſie einerlei Boden? Es bleibt demnach wahr, daß nur, was eine Sprache ſpricht, ein Volk ausmacht.

Dieſes iſt alles, was ein Volk für ſich bedarf: aber es iſt nicht allein die ganze Menſchheit, ſondern nur ein Glied derſelben, dieſes großen, einen Leibes. Als Glied muß es mit der ganzen Welt, mit allen Völkern in Verbindung ſtehen. Das Gelenk dieſer Völkerverbindung iſt das Meer. — Ein Volk muß ein Meer haben.

Gränzen eines Volks ſind mithin Gebirgszüge und Meere. Wenn mithin ein Volk durch einen Theil der Wohnſitze eines andern Volks vom Meer abgeſchnitten wäre; ſo müßten dieſe Wohnſitze mit dem Hauptvolk vereiniget werden: denn ſie haben kein Recht, einem Volk die Verbindung mit der Welt zu unterbrechen. Iſt dagegen das Küſtenvolk das Hauptvolk, ſo ſind die im Land wohnenden Menſchen mit ihm zu vereinigen.

Das feſte Land unſers Planeten iſt nur eine Inſel im Weltmeer. Wäre darauf nur ein Volk, ſo hätte es mithin rings um ſein Land Küſten, und die natürlichſte Gränze ſolcher Univerſalmonarchie wäre das Weltmeer. Da es aber viele Völker gibt, und ſie ſich vom Meer aus längs der Flüſſe gegen die Gebirge ausgebreitet haben, und da die Gebirge nothwendig mitten im Land ſind, von denen aus nach allen Seiten der Boden gegen das Meer abfällt; ſo hat ein Volk auf ſeinem Rücken die Gebirgskette, vor ſeinem Angeſicht das Meer zur Gränze. Seitengränze können Gebirge oder Meere ſein, was eben da iſt.

Europa.

Unſer Europa iſt eine Halbinſel, welche ſich von Nordoſt nach Südweſt zieht, und durch eine gleichlaufende Gebirgskette gebildet iſt, von der aus nach Nordweſt und Südoſt die Flüſſe und das Land gegen das Meer abfallen, dort gegen die Oſtſee, Nordſee und das atlantiſche Meer, hier gegen das kaſpiſche, ſchwarze und Mittelmeer.

Die europäiſchen Länder und Völker wären daher in nördliche und ſüdliche geſchieden, wenn die Halbinſel ſo breit wär, daß ein Volk ſich nicht vom nördlichen Meer bis zum ſüdlichen Meer hätte ausbreiten können. Aber dieſes iſt nirgends der Fall. Oeſtlich, wo doch die Halbinſel am breiteſten iſt, erſtreckt ſich einerlei Volk vom Eismeer und von der Oſtſee bis ans kaſpiſche und ſchwarze Meer, das Slaviſche; weſtlich erſtreckt ſich ein Volk vom Weſtmeer, dem atlantiſchen bis ans ſüdliche, mittelländiſche, das Lateiniſche; in der Mitte erſtreckt ſich ein Volk von der Oſt- und Nordſee, oder wenn man will, vom Eismeer bis ans mittelländiſche, das Germaniſche.

In drei große Völkerſchaften iſt mithin Europa geſchieden, deren jede zwei Meere berührt, und jede die Mittelgebirgskette inne hat. Landgränzen ſind mithin nur die Seitengränzen von Norden nach Süden; und dieſe werden gemacht von nordſüdlichen Gebirgsketten.

Schweden gehört zum germaniſchen Stamm, iſt aber durch die Oſtſee geſchieden, hat ſich auch eigenthümlich ausgebildet, und iſt mithin ein eigenes und abgeſondertes Volk. Wenn ſelbſt Theutſche in Schweden wohnten, würden ſie doch ein eigenes Volk ſein, weil ſie durchs Meer getrennt ſind. Es wäre lächerlich zu ſagen, die Theutſchen in Amerika oder Afrika, oder Siebenbürgen ſeien Mitbür-

ger von Theutſchland. Wer kann das närriſche und despotiſche Geſetz nachſagen, daß jeder franzöſiſch Sprechende die Pflichten eines franzöſiſchen Bürgers habe, wo er ſich auch aufhalten möge!

Frankreichs Gränzen.

Es hat kein Land in Europa ſo natürliche Gränzen als Frankreich, wodurch es zu einem glücklichen und unüberwindlichen Staat wird; und doch iſt kein Volk in Europa, ja auf der ganzen Erde, welches dieſe Natur weniger erkennt, immer mit den ſchönen Himmelsgütern unzufrieden, ſelbe zu klein wähnt, darüber hinausrennt, und Fremdes, Unpaſſendes, weniger Begünſtigtes hinzufügen will. Es wäre nicht zu begreifen, wie ſolch ein glücklich gelegenes Volk als die Franzoſen, ſich über ſeine Gränzen hinausſehnen könnte; wenn nicht eben Glück und Wohlſein Uebermuth erzeugten, und den Leichtſinnigen hinauspeitſchten, als ſei er dieſer Gunſt unwürdig. Selbſt Spanien, das durch die Natur von andern Ländern ganz abgeſondert zu ſein ſcheint, hat keine ſo wünſchenswerthe Gränzen, ſintemal Portugall als fremdes Gewächs in ſeinem Leib wurzelt.

Nach Süden und Norden iſt Frankreich durch Meere begränzt, nach Südweſt durch die Pyreneenkette; nur nach Oſten hängt es mit dem feſten Land zuſammen, iſt aber da eben ſo deutlich und ſicher durch Gebirgsketten abgeſondert, als gegen Spanien. Deſſen ungeachtet hat dieſes Volk von jeher den unwiderſtehlichen Trieb geäußert, hier und dort über die Felſen zu klettern, und nicht bloß in die übergebirgigen Länder einzufallen, ſie zu plündern, zu verheeren, Städte und Dörfer zu verbrennen; ſondern ſie auch, wenn es Zeit ſchien, zu behalten, ihre Spra-

chen auszurotten, ihnen fremde Geſetze, Sitten, Richter und Pfleger oder Ausſauger aufzudrängen, ihre Staatsgüter einzuziehen, zu verpachten und an Soldaten zu verſchenken, der Schulen, Univerſitäten, Kirchen, Waiſen, Wittwen, Beamten liegende und fahrende Hab in Beſchlag zu nehmen, Staatsdienern die Beſoldungen zu entziehen und ſie dem Hungertod zu überliefern, der Gemeinden Wälder zu fällen, ihre Mühlen, Keller ꝛc. zu verkaufen, kurz alles zu rauben, was Gelds werth iſt, alles zu zerſtören, was einem gebildeten Volk heilig und nöthig iſt, um ſich vor Barbarei zu bewahren. So oft auch die Franzoſen zurückgetrieben wurden, ſo kamen ſie doch ohne Unterlaß wieder, wie eine Heerde unvernünftiger Gänſe, die du vergeblich hundertmal vom Kornfeld wegtreibſt. Etwas tragen ſie doch jedesmal davon. So haben die Franzoſen nach und nach ein Stückchen losgeriſſen, bis es ein Stück und endlich der ganze Leib wurde; Arteſien, ein Stück von Flandern, von Brabant, Hennegau, Sundgau, Elſas, Lotharingen, endlich Zweibrücken, Speier, Worms, Mainz, Trier, alle Niederlande, Holland, Piemont, Lombardie, Venedig, Raguſa, Genua, Toskana, Lucca, Dalmatien, Wallis, Neapel, Rom, zuletzt gar über den Rhein herüber, Bergen, Heſſen, Weſtfalen, Münſter, Friesland, Jever, Oldenburg, Hannover, Braunſchweig, Hamburg, Bremen, Lübeck, Tyrol, Krain, Kärnthen, Littorale, Kroatien; haben ſich tributbar gemacht Schweiz, Baden, Würtenberg, Baiern, Würzburg, Aſchaffenburg, Frankfurt, Sachſen in allen Zweigen, ꝛc. ꝛc. Nur Oeſtreich und Preuſſen waren noch nicht ganz unterjocht, aber unaufhörlich bekriegt, gebrandſchatzt, verkleinert. Und wozu dieß alles? Um ewige Kriege zu führen, und um keine Gränze mehr, keines Landes Schutz

mehr zu haben. Freilich hat ſie in der neueſten Zeit Napoleons Ruhmwuth dahin getrieben; aber er konnte auch nur Franzoſen ſo treiben.

Durch meine geologiſche Unterſuchungen bin ich ſchon vor Jahren auf die natürliche Gränze zwiſchen Frankreich und Theutſchland geſtoßen: da ſie nun politiſchen Werth erhält, und jezt ſogar die Hoffnung ſcheinet, ſie herzuſtellen, ſo glaube ich es zur rechten Zeit, meine Unterſuchungen hierüber mitzutheilen.

Gegen Italien iſt Frankreich durch die beinah unüberſteiglichen Alpen geſchützt. Statt nun dieſe als Mauer zu betrachten, und die möglichen Päſſe unbrauchbar zu machen, ſie zuzuwerfen oder zu mauern, haben ſie die Narren geſprengt, gebohrt, breite Straßen mit franzöſiſchem Geld angelegt für Feinde, die darauf in Frankreich einfallen können. Dieſe Alpenkette fängt am Mittelmeer bei Monaco an, zieht öſtlich des Vars unter dem Namen Meeralpen nach Norden gegen den Weißberg (Montblanc), wendet ſich von da Nordweſt gegen die Südſpitze des Jura, und ſetzt ſüdlich des Lemaner Sees zwiſchen Genf und Seyſſel über die Rhone, bei der ſogenannten Schleuße. Der größte Theil von Savoien gehört mithin zu Frankreich. Da es von Rechtswegen dem König von Sardinien gehört, ſo ſteht es nur unter franzöſiſcher Hoheit. Das muß ſich der König von Sardinien gefallen laſſen. Es beſitzt nur Güter in Frankreich.

Die Quellen der Rhone können nicht zu Frankreich gehören, weil ihr Gebiet zu ſchmal und zu weit zwiſchen der Schweiz und Piemont hereingreift, daß faſt alle Straßen aus Deutſchland quer durchführen, und daher aller Verkehr unterbrochen würde; weil ferner die Gebirgskette nördlich der Rhone oder des Lemaner Sees, welche die

Gränze zwiſchen der Schweiz machen müßte, fehlt, weil die Meeralpen ſich am vollkommenſten zwiſchen Genf und Seyſſel in den Jura fortſetzen, und von der Rhone unter Genf nur wie das ſächſiſche Erzgebirg von der Elbe durchbrochen ſind, weil die Rhone ohne dieſen Durchbruch würde in die Ar gefloſſen ſein, und ſo zum Flußgebiet des Rheins gehöret haben, weil endlich die Rhone in der That jetzt noch in den neuenburger See fließt, indem der Bach Venoge der in den genfer See mündet ſich mit der Orb, die in den neuenburger See fließt, verbindet. Wäre mithin die Rhonſchleuße unter Genf noch geſchloſſen oder nur noch um ein Dutzend Fuß höher, ſo würde der ganze genfer See ſich in den neuenburger ausleeren, wie dieſer in den bieler, und mithin die Rhone in den Rhein durch die Ar ſtrömen. Die Rhone iſt mithin eine Rheinader, welche zum Theil getrennt worden iſt durch den Durchbruch unterhalb Genf. Hier zeigt es ſich an deutlichſten, das nur Gebirge natürliche Gränzen geben, nicht Flüſſe, welche ihren Lauf ändern können, wenn durch die Länge der Zeit Gebirgszüge durchbrochen werden. Das Rhonthal bis zur genfer Schleuße gehört mithin zu Theutſchland.

Die Schweiz iſt von Frankreich aufs natürlichſte durch die Jurakette geſchieden; dennoch hat Frankreich dieſe Kette durchbrochen, und Biel, Neuenburg, ein Stück des Biſthums Baſel genommen, wodurch alſo Frankreich bloß da lag; aber eine klare Andeutung, daß hier nicht Gränze bleiben ſollte, ſondern daß ſie bei nächſter Gelegenheit, wo die Schweizer einiges Verſehen machten, oder gar gegen angelegte Aengſtigungen und Hetzungen Widerſetzlichkeiten zeigten, bis an den franzöſiſchnatürlichen Fluß, welches der Rhein in Graubündten iſt, vorgeſchoben werden ſollte. Der Jura ſcheidet das Arge=

biet vom Dubsgebiet. Dieſer letzte fließt von ſeinen Quellen an bis gegen Mümpelgard nördlich, und wendet ſich dann auf eine ſonderbare Art ſchnell ſüdlich, daß man faſt glauben ſollte, er gehörte zum Rheingebiet. Man müßte an Ort und Stelle ſein, um entſcheiden zu können.

Bis hieher war immer noch eine Spur von Richtigkeit in der Gränze, ſie hatte nur Einbrüche, war aber noch nicht verrückt, von nun an geht aber die Gränznoth an. Die Berge werden niederer, es kommt beſſeres Land, worinn man mehr holen, beſſer Krieg führen kann als in der Schweiz und in Savoien; auch ſteht hier Frankreich eine größere Macht gegenüber, die es mit ſcheelen, und jedem herrſchſüchtigen Sinn eigenen furchtſamen Augen anſah: es iſt Theutſchland; und in dieſem vorzüglich Oeſtreich.

Theutſchland hatte nach Weſten Jahrhunderte hindurch auch die natürlichſte Gränze; aber auch ſeit Jahrhunderten iſt ſie durch die franzöſiſche Eroberungsſeuche und durch unſern Mangel an Einheit verrückt worden. Am Rhein gibt es keine franzöſiſche Zunge. Wer ſein Waſſer und ſeinen Wein trinkt, ſprach und ſpricht theutſch. Längs des Rheins bis zu ſeinen Quellen haben ſich die Allemannen ausgebreitet, und da Halt gemacht; Theutſche, die Lombarden ſind aus Schwaben noch weiter gezogen, um das Pothal zu bevölkern. Ebenſo ſind ſie an allen Nebenflüſſen des Rheins hinaufgeſtiegen bis zu ihren Quellen, hinauf an der Nah, hinauf an der Moſel, hinauf an der Maas, hinauf an der Schelde, die augenſcheinlich zum Flußgebiet des Rheins gehört.

Das ganze Flußgebiet des Rheins iſt von Theutſchen bewohnt, bebaut, und gehört mithin zu Theutſchland, oder vielmehr: das Flußgebiet iſt ſoweit die Geſchichte reicht

von Theutſchen bewohnt geweſen und geblie- ben; es iſt mithin ſelbſt Theutſchland, es iſt der Urſtock Theutſchlands.

Von allen andern theutſchen Stämmen läßt es ſich noch geſchichtlich nachweißen, daß ſie von Oſten einge- wandert ſind, ſo die Sueven, Bojer, Sachſen ꝛc., nur nicht von den Allemannen und Belgen, welche ſeit ge- ſchichtlichen Zeiten da geſeſſen, wo ſie noch ſitzen, an den Ufern des Rheins vom Splügen bis ans theutſche Meer. Der Rhein iſt daher die Quelle theutſchem Lebens, theut- ſcher Rede, theutſcher Sitte, theutſcher Treue, theutſcher Tapferkeit, theutſcher Freiheit; in ihm fließen die Zeugen unſers ewigen, geſchichtloſen Eigenthums, in jedem Tro- pfen ſtralt uns das heilige Blut unſerer Ahnen, gegen franzoſichte Römer, und römerichte Franzoſen für unſere Freiheit, unſere Bildung, unſer Leben vergoſſen, einla- dend, warnend, aufrufend und dräuend entgegen, als wollte es ſagen und klagen: „Seit Jahrtauſenden iſt jeder Tropfen, der durch die vielen Adern, meinem Leib zugeführt wird, mein eigenes, theutſches Blut geweſen; damals war ich geſund, ſtark, fröhlich, thätig: nun mir aber ſeit hundert Jahren fremdes, unächtes Blut beigemiſcht wird, liege ich ſiech, ſchwach, traurig, träg darnieder, und ſehe meinem Tod entgegen, wenn die Transfuſion nicht durch euch, meine Kinder! die ich ſo viele Jahrtau- ſende, viel mehr als ihr ſelbſt wiſſen könnt oder glaubt, ernährt und mit reiner, unvermengter Milch ernährt habe, wenn nicht durch euch das Gift aus meinen Adern genom- men wird, wenn ihr es ferner in meiner Schelde, Maas, Moſel, Nahe, Ill, ja einerſeits in dem Hauptſtamm ſelbſt laſſet: zweierlei Blut in einem Leib iſt ſich wechſelſeitig Gift.“

Der Rhein muß unſere Mutter bleiben, ſo ſchwören wir, mit allen ſeinen Adern!

Das Flußgebiet des Rheins iſt durch bedeutende Gebirgsketten von den Gebieten der franzöſiſchen Flüſſe Rhone, Saone, Seine deutlich, ſcharf geſchieden, wie die Rheingebietsbewohner von den Bewohnern der Gebiete jener Flüſſe, wie Theutſche von Franzoſen.

An den Jura, zwiſchen dem Dubs und dem Rhein bei Baſel ſchließt ſich das Wasgaugebirg, der Waſegus (nicht Vogeſus) an. Er ſcheidet die Wäſſer in weſtliche und öſtliche, jene tränken franzöſiſche Zungen, dieſe theutſche. Weſtlich entſpringen die Saone, Seine und Marne, öſtlich die Ill, Moſel, Maas und Nahe. Den Wasgaubergen folgen ununterbrochen die Ardennen, der hundertjährige Tummelplatz theutſcher und franzöſiſcher Rittergeſchichten. Sie geben den Franzoſen die Oiſe, den Theutſchen die Schelde, Samber, erniedern ſich als bloße Waſſerſcheide, die jenen die Somme, uns die Lys ſchickt, und ſetzen ſich endlich bei Cales (Calais) über die Meerenge nach Dower, wo ſie ſich wieder als Mittelgebirg von Engelland erheben.

Verfolgen wir das theutſchfranzöſiſche Gränzgebiet von Jura bis zum Meer, ſo bekommen die Franzoſen die theutſchen Städte und Gegenden Brundrutt, Dallenreit, Befurt, Hericurt, Mümpelgard; denn ſie ſchicken ihr Waſſer in die Saone und Rhone, und wir wollen ſelbſt das Recht gegen die Natur aufopfern. Sie behalten Plombieres (Pflummern), Darney, Langres, Chaumont, Andelot, Steinwil, Ligny (Lingen), Bar le duc (Herzogenbar), Belrain, Baulzey, Clermont, Rethel, Rumigny (Rumingen), Guiſe, St. Quintin, Peronne, Amiens, St. Pol, Boulogne, Ambleteuſe, Wiſſan.

Dieſe Gebirgskette gibt uns wieder zurück das Sundgau, Elſaß, Lotharingen, Pfalz, Trier, Namur, Köln, Hennegau, Brabant, Arteſien, Flandern, Lüttich, Jülich, Geldern, Engern, Holland, von folgenden Städten an: Pfürt, Altkirch, Thann, Buſſingen (Bussange), Eſtray, Liebenhart, Reimersberg (Remiremont), Spinal (Espinal), Dompaire, Mircurt (Mirgard), Chaſtenoy, Bulingwil, La Marche, Kaſſel (Choiseul), Burnsberg (Bourmont), Neuchatel, Brixei, Rupt, Farbenthal (Vaucouleurs), Tuſis, zwiſchen welchen beiden Orten jenſeits der Maas noch die Steine zu ſehen ſind, welche Kaiſer Albrecht und Philipp der Schöne (ums Jahr 1300) als Gränzen ihrer Reiche geſetzt haben. Hier alſo iſt die Stätte, wo alte Fürſten die Naturgränze zwiſchen Theutſchen und Franzoſen erkannt und durch das alte Geſetz geheiliget haben, hier wälzt einen Felſen hin zum ewigen Zeichen der neu eroberten Gränze. Unweit davon iſt Remshauſen (Dom-Remy), das Geburtsdorf des ſogenannten Mädchens von Orleans. Weiter vereiniget ſich wieder mit Theutſchland Fug, Tull (Toul), Nanzig, Metz, Commercy, St. Michel, Tilly, Verdun (Wehrdun), Dun, Steinach (Stenay), Maasheim (Mouzon, Mosunum), Sedan, Donchery, Metzerich (Mezières), Rocroy, Marienburg, Avene, Camerich, Honnecurt, Arras, Bethune, St. Omer, Cales (Calais), Dünkirchen.

So wäre uns die alte Gränze, und die Gränze der Natur gegeben zwiſchen uns und unſerem ewigen Feind.

Elſaß und Lotharingen gehörten immer zu Theutſchland, und letztes wurde erſt 1766 der Franzoſen Herrſchaft unterworfen. Faſt alle Orte darinn ſind theutſch, manche

auf die erbärmlichſte Art verfranzöst. Wir wollen nur einige nennen. Sennen in Cernay, Markirchen in St. Marie aux mines, Schlettſtadt in Selestadt, Lützelſtein in Petite pierre, Reimersberg in Remiremont, Dieſt in Diey, Lotharingen in Lorraine, Maurmünſter in Marmoutier, Badenweiler in Badonvilliers, Blankenberg in Blanmont, Finſteringen in Fenestrange, Bockenheim in Boucquenon, Saargmünd in Sarquemines, Bitſch in Biche, Guldersungen in Goudressange, Merchingen in Morhenge, Nanzig in Nancy, Falkenburg in Faucomont, Kirchingen in Creange, Bolchen in Boulay, Walterlingen in Vaudrevange, Diedenhofen in Thionville ꝛc. Es gibt ſogar Theutſche, welche dieſe franzöſiſche Krüppel für die wahren Namen halten. Alle Endigungen auf igny ſind theuſch = ingen, auf ay ſind unſer heim oder ach.

Holland fällt durch dieſe Linie wieder auf Theutſchlands Seite, wo es ſeit Geſchichtsdenken geweſen. Es folgt natürlich daraus nicht, daß Holland vernichtet und Theutſchland einverleibt werden ſoll, ſondern nur, daß es ein Glied des theutſchen Staatenvereins ſei. Die Holländer haben ſich auch in dieſem Befreiungskrieg ſo mannhaft, einſichtig, und muthvoll benommen, daß ſie den Theutſchen nicht zurückſtehen, und werth ſind, von uns als Brüder erkannt, und wieder aufgenommen zu werden, nicht wie Schweizer, die Unterthanen zu ſein verdienten, wenn nicht Grundſätze der Bildung ſondern der Politik Theutſchland charakteriſirten. Theutſchland und Holland müſſen durch ſolche Verbrüderung gewinnen, jenes, weil ſeinen Flüſſen die Mündungen geöffnet werden, dieſes, weil ſeinen Werften eigenes Holz zuſchwimmt, weil kein verderblicher Mauth ſeinen Handel zu uns hemmt, weil wiſſenſchaftliche Bildung in einem kleinen Land nie weit ge-

deihen kann, indem die Schriften der Gelehrten ein zu kleines Publicum, und ſie daher keine Aufmunterung haben, wie es auch bei den Dänen, Polen, Ungern, und zum Theil ſelbſt den Schweden der Fall iſt. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die holländiſche Sprache, als bloße Mundart der Theutſchen in wenigen Jahren von allen gebildeten Theutſchen, deren Sinn für Erlernung deſſen was ſie umgibt, beſonders der Sprachen bekannt iſt, werde verſtanden werden, wodurch holländiſche Werke ganz Theutſchland zum Publicum bekommen. Beide gewinnen aber hauptſächlich dadurch, daß getrennte Glieder wieder ein Leib, ein ſtarker und geſunder Leib werden, der jedem Sturm trotzen kann, dem ſie vorher einzel meiſt unterlagen.

Alte Völker Frankreichs und Theutſchlands.

Obſchon die Geſchichte bei Angabe der natürlichen Gränzen keine Stimme hat: denn Abtheilungen können nicht gerecht werden nach dem, was war, ſondern nach dem, was iſt; ſo iſt ſie doch als eine warnende Stimme wichtig, wenn ſie zeigt, wie ſeit Jahrtauſenden das Beſtreben der Völker blindlings auf natürliche Gränzen ging, wie alle Bildung, ſei ſie aus freier Entwickelung oder durch Deſpotismus, oder Unterjochungs- Verſchmelzungs- oder Verwiſchungswuth entſtanden, immer da ſtehen blieb, oder von den Völkern, ſelbſt nur von Theilen eines Volks zurückgewieſen wurde, wo die Natur Gränzen verzeichnet, wo ſie Meere, oder Gebirgszüge oder Wüſteneien, unwirthbare Wälder als Abweiſer hingeſtellt hatte.

Lang vor Cäſars Zeiten, vielleicht Jahrtauſende vorher war Frankreich von Galliern (Kelten, Celten, Wälſche) bewohnt, die ausdrücklich ſich von germaniſcher Abkunft angaben, und auch eine germaniſche Mundart hatten

ten, wie die Ueberbleibſel ihrer Namen, der Namen ihrer Vorgeſetzten, Städte, Länder und Werkzeuge beweiſen. Das ganze nördliche und weſtliche Europa bis Island und Spanien, bis an die Appeninen, an Griechenland, bis nach Ofen in Ungern, bis an die Weichſel, nördlich durch Livland, Finnland war von germaniſchen Stämmen bewohnt; der Mittelſitz derſelben, oder der Hauptpunct, von dem aus ihr Wirken gegen andere Völker, Lateiner und Griechen, oder gegen Stämme ihres eigenen Volks in Frankreich, Italien und Spanien entſprang, war der Rhein. Bei Mümpelgard ſchlug der prahleriſche Cäſar den einſichtsvollen, tapfern theutſchen König Ehrenveſt, unterhalb Coblenz überfiel er, nachdem er meineidiger Weiſe ihre Anführer in ſeinem Lager behalten hatte, Germanen, ſetzte über den Rhein, brannte die Orte an der Sieg (Sigambri) ab, gieng aus Furcht vor den ſich ſammelnden Germanen prahleriſch wieder über den Rhein zurück. Später war mit den Römern eine Schlacht bei Arburg unweit Kolmar, und ein Rheinübergang bei Breiſach über Freiburg nach Sulz am Neckar, eine Schlacht unter Straßburg, Rheinübergänge bei Mainz, endlich die große Hermannſchlacht in Weſtfalen. So waren alle Kämpfe mit dem großen germaniſchen Volk am Rhein.

Die Gallier wohnten in der Lombardei bis an die Appeninen und zwar bis Ancona, und im eigentlichen Frankreich. Dieſe theilten ſich, oder wurden vielmehr von den Römern abgetheilt in Aquitanier an den Pyrenäen, eigentliche Celten im Loiregebiet, und Belgen zwiſchen den Ardennen und dem Rhein, haben ſich aber auch bis an die Marne ausgebreitet. Die Römer unterjochten die unruhigen Celten und Aquitanier ſehr leicht aber oft, die Belgen nach einer beiſpielloſen Gegenwehr und Aufopfe-

rung, die rheinbewohnenden Theutſchen erſt nach Verluſt und Gewinn von unzähligen Schlachten, und beſetzten ſelbſt eine Linie öſtlich des Rheins vom Bodenſee an durch Schwaben, Franken, Heſſen, Weſtfalen, Friesland. Dieſes währte 4—5 Jahrhunderte, während welcher Zeit die Römer alles Mögliche aufboten, um die wie ſie ſie nannten, beruhigten (placati) Völker zu verrömern, durch Aufdrängung der lateiniſchen Sprache, Geſetze, Spiele, Tracht, Sitten, Kriegskunſt, Bauart; aber unaufhörlich die Anfälle der Theutſchen oder Germanen dieſſeits des Rheins, die ihr altes Eigenthum und die Freiheit ihrer Brüder wieder erobern wollten, auszuhalten hatten, und manchmal in großen Schlachten beſiegt wurden. Wir haben ſogar das große Beiſpiel, daß die Markomannen (Mark-Gränzmannen) aus dem Breisgau und dem Schwarzwald das ſchöne, ſegenreiche Land verließen und nach Böhmen hinter dicke Wälder wanderten, um nicht in der Nachbarſchaft der Römer zu wohnen, und ſich von ihnen unterjochen zu laſſen, — und ſo den anſiedelnden Allemannen (Ellmannen, aus dem Ellſaß) die leeren Wohnſitze überließen. Mit dieſem Verrömern gelang es aber nicht weiter, als in der Lombardei bis an die Alpen, im eigentlichen Frankreich aber nicht weiter als bis an den Jura, die Waſegen und Ardennen. Dieſe lernten allmählig das lateiniſche mit ihren theutſchen Kehlen plappern, wodurch ein Kauderwälſch (keltiſchwälſch?) entſtand, das man jetzt franzöſiſch nennt. Dieſes Kauderwälſch konnten aber die Römer nie über die Gebirge gewältigen; ſobald ſie nördlich oder öſtlich über ſie herabſtiegen, mußten ſie ſich bequemen, durch Dolmetſcher — der Theutſchen Drohungen anzuhören. Die Oeſtreicher, Tyroler, Baiern, Schwaben, Ellſäßer und Breisgauer, Lotharinger, Zweibrücker, Pfälzer,

Wormſer, Maintzer, Trierer, Kölner, Heſſen, Brabanter, Flanderer, Hennegauer, Holländer, welche alle bei den Römern unter verſchiedenen Namen vorkommen, behielten ihr Zeichen des innern Charakters und ihrer Individualität (Sonderheit) bei, die Sprache, wohl fühlend, iſt die Sprache verrömert ſo iſt es auch der Gedanken. Später rückten Schwaben in Spanien, Franken in Gallien ein, und indem ſie ſich niederließen, bequemten ſie ſich, wie billig, das Kauderwälſch des Landes zu erlernen, wodurch, auch billig, alles Germaniſche verwiſcht und vergeſſen wurde. Dieſe Neugallier, ein Baſtart von Celten, Römern, Franken heißen von nun an Franzoſen.

Was die Gallier von den Römern geerbt oder gelernt, treiben ſie fort, Eroberungsſucht, Liſt, Grauſamkeit, Nichtanerkennung der Rechte anderer Völker. Sie fielen nun ſelbſt über ihre Säug- und Sprachammen her und erdroſſelten ſie in Rom ſelbſt, darauf kehrten ſie ſich auch gegen Vater und Mutter, die Theutſchen dieſſeits der Waſegen und Ardennen, und unterjochten die innSaſſen bis zur Elbe; aber ihr Kauderwälſch haben ſie nicht durchgeſetzt. Nur an der Traufe Theutſchlands haben ſich hin und wieder Laute franzöſiſcher Zunge hören laſſen, an der Weſtgränze Lotharingens, des Hennegaus und Flanderns, beſonders in Arteſien. Aber aller Mühe ungeachtet ſind ſelbſt die Hauptſtädte Lotharingens, Nanzig und Metz noch nicht franzöſiſch, ganze Straßen ſprechen daſelbſt noch theutſch. So waltet ein freundlicher und vorſichtiger, die Werthe der Völker durchſchauender Schutzengel über Germaniens Gränzen, und läßt ſie nicht verrücken, auch wenn in uns der Sinn für Gränze, für Sprache, für Volksindividualität, auf der einzig die Weltbildung beruht, verloren wäre. Aber er hat nur ſo lang gewacht,

als wir ſchliefen, als wir im Toſel lagen und nicht wußten, was Sprache, was Volksgeiſt, was Theutſchland bedeutet. Müde vom Wachen, hat er uns endlich mit lauter, vernehmlicher, ſchrecklicher Stimme — ſie war nothwendig — des Weltnarren und Weltlärmers aufſtören laſſen. Wer aber zur eigenen Erkenntniß gekommen iſt, der wache über ſich ſelbſt, und danke ſeinem Schutzengel für die Wache in den Zeiten des Kinderſinns oder des Wachſens.

Sehen wir öſtlich, ſo zeigt uns die Geſchichte, daß die ins Herz von Theutſchland gedrungenen Slaven ſich nicht halten konnten. Wo ſind die Wenden, Obotriten, Mähren, faſt könnte man fragen, wo ſind die Böhmen geblieben? Jene ſind nach und nach zu Theutſchen geworden, weil es die Natur des Bodens, der lebendigere einheimiſche, daher hinreißende Geiſt ſo wollte, dieſe eilen mit ſtarken Schritten zur Theutſchheit; ſie müſſen dazu eilen, weil ſie keine eigenthümliche Bildung in einem ganz fremden Land, von allem Meer abgeſchnitten aus ſich fortentwickeln können. Selbſt an den Polen ſcheint das Schickſal, die Zeit und der Raum zu nagen; ſie ſcheinen zu weit in Theutſchland vorgedrungen zu ſein, haben zu wenig eigenthümliche geiſtige Bildung und leider kein Meer, alſo keine freie Bewegung. Zwiſchen ihnen und dem Meer iſt Preußen als eine theutſche Mauer entſtanden, vielleicht mit Unrecht, aber es iſt einmal ſo. Entweder müſſen die Preußen Polen, oder die Polen Preußen werden. Wer Meiſter wird, dem folgen die Andern.

Sicherung vor Frankreich.

Durch dieſe Rückweiſung der Franzoſen in ihre natürliche Gränze ſind wir aber vor Frankreich noch nicht ge-

ſichert. Jeder Franzos iſt ein Napoleon. Nicht etwa Napoleon, jeder Franzos will Eroberer ſein, jeder will der Welt Geſetze vorſchreiben, keiner anerkennt in andern Völkern einen Werth, keiner läßt irgend einem Gerechtigkeit widerfahren, und das geht vom elendeſten Schneider durch alle Handwerker hindurch bis zum pariſer Gelehrten, vom Bauer bis zum Schulmeiſter und Pfarrer, vom Trommelſchläger bis zum Marſchall, vom Schuhputzer bis zum Miniſter. Jeder dünkt ſich unvergleichlich erhaben über alle ſeines Standes anderer Völker. Der Grund liegt, wie zu aller Hoffarth, in der Unwiſſenheit, in der Unkunde fremder Sprachen, wodurch ihnen die Thore zu andern Völkern geöffnet würden, und ſie ſehen könnten, daß man da auch lebt, wie zwiſchen den Ardennen und den Pyrenäen, daß man da auch Wiſſenſchaften kennt und pflegt wie in Paris, und zwar in manchen Stücken anders, daß man aber auch der Ausländer Sprachen und Wiſſenſchaften kennt, und ſie deßwegen auch etwas gelten läßt. Daß es Ausnahmen gibt, verſteht ſich von ſelbſt. Vor unſern Augen haben Franzoſen den engen Nationalcharakter weggeworfen, und haben andere Völker anerkannt, ihnen Achtung erwieſen, wie ſie Unterrichteten natürlich iſt, wodurch ſie ihren Landsleuten als Beiſpiel vorleuchten. Was vom Allgemeinen geſagt wird, kann nicht jeden Einzelen treffen. Verachtung aller Völker in Hinſicht auf Bildung und Wiſſenſchaft iſt das Wahrzeichen nichtdummer Unwiſſenheit.

Wir ſind alſo nicht ſicher vor den eroberungswüthigen Franzoſen. Das beweist ihr Charakter, beweist die Geſchichte aller Jahrhunderte. Und was ſind ſie für Eroberer! Haben ſie nicht Baden und die Pfalz aus bloßem bübiſchen Sinn abgebrannt? Haben ſie nicht unaufhörlich un-

ter der Larve der Freundſchaft theutſche Fürſten unter ſich und gegen ihren Kaiſer, ihren einzigen Gewährsmann, ihren einzigen Schutz aufgehetzt, haben ſie nicht aus allen Kräften unſere Religionsſpaltung befördert, obgleich ſie in ihrem Land wie Tiger dagegen gewüthet, haben ſie nicht Kirchen, Kunſtſchätze, Bibliotheken, Archive geplündert und wie Wandalen zerſplittert, haben ſie ja ſogar Polis Wachspräparate geſtohlen und in Paris behalten! Haben ſie vor wenigen Jahren nicht allen Fürſten den Mond als Reſidenz angewieſen, haben ſie nicht, ſelbſt ſchon Monarchie, Fürſten, ja ihnen befreundete Fürſten ohne Grund fortgejagt, haben ſie nicht jedem, der ſich mit ihnen im Krieg befand, ſelbſt Königen und Kaiſern ohne weiteres die Vernichtung angekündet, haben ſie ſie nicht auf die gemeinſte Art geſchimpft, in niedrigern Ausdrücken, als es unſere Stallknechte thun würden, haben ſie nicht den unerhörten Meineid an Spanien nicht bloß begangen, ſondern auch jahrelang vertheidiget, haben ſie nicht den heiligen Vater ins Gefängniß geworfen, ihm ſein Ländchen geraubt, das für den Aufwand eines Papſtes nicht ſo viel iſt, als das ärmlichſte Pfarrguth, haben ſie nicht mitten im Frieden einen Einfall nach Theutſchland gemacht, um Enghien aufzuheben? Doch wer wollte alle die Schandthaten herzählen, deren dieſes leichtſinnige Volk nicht bloß fähig iſt, ſondern nur die, welche es wirklich verübt hat. Es iſt ihnen alſo keine Religion, kein Kirchenvater, kein fremder Fürſt, kein fremdes Volk, keine fremde Wiſſenſchaft, kein fremdes Kunſt- und Handwerk, kein fremdes Glück heilig! Es hat den unwiderſtehlichen Kitzel, wie leichtſinnige Kinder, zu zerſtören. Und der Verſicherung, den Verträgen eines ſolchen Volks ſollten wir unſere Ruhe, unſere Freiheit, unſer Glück, unſere

Fürſten, unſere Verfaſſung anvertrauen! Einem ſolchen ungezogenen Kindervolk, das beim Verſprechen ebenſo wenig denkt als beim Verneinen! Nimmermehr! Kindern muß man die Macht nehmen, ihre Kräfte aufs Zerſtören zu wenden. Vertilgen aber muß man ſie nicht. Ein verſtändiger Theutſcher vernichtet nichts, was Gott hat werden laſſen; er bildet es nur.

Wie werden die Franzoſen unmächtig, uns zu ſchaden, ohne daß ſie jedoch als Volk zu Grund gehen? Es gibt nur eine Auflöſung, und die iſt leicht. Erſtens müſſen ſie wiſſen, daß ſie überwunden worden ſind. Es iſt die Hauptkrankheit der Franzoſen, ſich über alle Völker erhaben zu dünken. Durch das Selbſtgefühl der Sieger iſt dieſe Krankheit bis zur Raſerei geſtiegen. Es gibt daher kein anderes Heilmittel als das Selbſtgefühl der Beſiegten. Dazu iſt aber unumgänglich nöthig, daß unſere Truppen in Paris den Frieden holen. Ein Franzos, der weiß, daß Paris erobert werden konnte, iſt ein ganz anderer Menſch, als einer, der zu wiſſen wähnt, nur er ſei beſtimmt, Madrit, Rom, Neapel, Wien, Berlin und Moskau zu erobern. Paris erobert iſt das Heilmittel der Franzoſen. Zweitens müſſen ſie gleiche Verfaſſung mit uns bekommen.

Wir ſind ein zerriſſenes Volk, ſtehen unter vielen Fürſten und unter vielerlei Verfaſſungen. Daß wir wieder einen Kaiſer bekommen werden, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Wenn je ein Wunſch ganz Theutſchland durchdrungen hat, wenn je alle Theutſche über etwas einſtimmig geweſen ſind, ſo iſt es hierinn. Wo man hinhört, da iſt ein Geſchrei: Gebt uns unſern Kaiſer wieder!

Solch allgemeiner Ruf beweiſt die allgemeine Nothdurft!

Frankreich werde alſo unter mehrere Fürſten vertheilt, die aber alle unter einem gemeinſchaftlichen König oder Kaiſer ſtehen. Damit iſt allen geholfen, uns und ihnen. Uns, weil wir vor ihren Einfällen ſicher ſind, ihnen, weil ſie nicht mehr Einfälle zu thun gezwungen werden können.

Es liegt kein Land zur natürlichen Eintheilung ſo glücklich als Frankreich. Ueberhaupt ſcheint dieſes Land von Gott und der Natur zum Genuß des Glücks beſtimmt zu ſein, wenn nur ſeine Einwohner einſähen, daß nur dieſer Boden es iſt, der ihnen zum Genuß beſtimmt worden, und ſie nicht von der Narrheit geplagt wären, zu glauben, es gehöre noch zur Fülle ihres Glücks, daß andere Völker ihre Sklaven ſeien.

Frankreichs Flüſſe haben eine ſolche mäßige Länge, und alle ein ſo breites Flußgebiet, daß jedes ein hinlänglich großes, wohl begränztes, und was das Vortheilhafteſte iſt, an ein Meer ſtoßendes Fürſtenthum oder Königreich, wie ſie jetzt wieder Mode ſind, werden kann. Es theilt ſich in das Seineland, Loireland, Garonneland und Rhoneland, wovon jedes eine hinlängliche Größe hat.

Das Seineland begreift in ſich die Champagne, Picardie, Jle de France und Normandie, Hauptſtadt Paris. Das Loireland beſteht aus Bretagne, Maine, Poitou, Bourbonais, Berry ꝛc. Hauptſtadt Orlean oder Nantes. Das Garonneland beſteht aus Guyenne, Gascogne, und damit es auch ans Mittelmeer ſtoße, aus Languedoc. Hauptſtadt Toulouſe oder Bordeaux. Das Rhoneland endlich faßt in ſich Franche Comte,

Bourgogne, Savoye, Dauphine, Provence, Vivarez. Hauptſtadt Lyon oder Marſeille. Das Rhoneland entſpricht dem alten Königreich Burgund, das Garonneland dem Königreich Aquitanien, das Loireland dem Königreich Neuſtrien, das Seineland dieſem und dem Königreich Soiſſons.

Wie iſt aber dieſe Vertheilung und Verfaſſung möglich?

Napoleon iſt nun über den Rhein geſchlagen. Er hat durch die Freiheitsſchlacht von Leipzig und durch die einleitenden Schlachten den größten Theil ſeiner Truppen verloren; jedoch hat er mehr über den Rhein gebracht als man glaubt. Auf das lächerliche Geſchrei unſerer Zeitungs- und Flugſchriften-Schreiber, die ſeine Armee auf einige Tauſend verlumpten und ſiechen Geſindels ſetzen, wird kein beſonnener Menſch hören. Eine Zeitung zu ſchreiben iſt freilich eine leichte Sache, wenn man ſich einbildet, ſie forderte nicht mehr, als daß man alle Neuigkeiten abdrucken läßt. Gewiß! ein guter Zeitungsſchreiber muß ſein ganzes Leben und Studium dieſem Fach eben ſowohl widmen, als andere Gelehrte ihren Fächern, und muß ſich auch vorher einen Plan machen und unterſuchen was hinein gehört. Darinn übertreffen uns die franzöſiſchen und engliſchen Zeitungs- und Zeitſchrift-Schreiber, weil ihre Zeitungen länger dauern und ihren Mann nähren, daher nicht leicht gewechſelt wird. Bald thut es noth, daß man in den Zeitungen eigene Rubriken machte, z. B. Amtsberichte, gewiſſe Nachrichten, Vermuthungen, Gerüchte, Prahlereien, Verheimlichungen, Lügen. Oft müßte der Zeitungsſchreiber Zuſammenſtellungen machen über die Stellung, Zahl, Abtheilung der Truppen, ihre Anführer und ihre Unterordnung angeben, müßte wichtige Gegenden, oder belagerte Plätze

oder berühmte Männer nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen, oder ſie erſt wieder nennen, wenn er durch den Zufall darauf geſtoßen wird, ſondern er muß ſich Regiſter über alles Merkwürdige halten, und dieſes von Zeit zu Zeit durchmuſtern. Es iſt ſehr oft dem Leſer eine große und wichtige Neuigkeit wenn er hört, daß da und dort nichts geſchehen, daß dieſer Mann ſich noch hier oder dort befindet, dieſes oder jenes geworden oder nicht geworden iſt. Man müßte alle amtlichen Nachrichten ganz geben, und ihre öffentliche Form nicht durch die erzählende verwiſchen, wodurch ſie den Anſtrich einer bloßen Sage erhalten.

Die franzöſiſchen Zeitungen ſind bekannt als die Brutneſter der Lügen, aber ſie brüten ſie doch ſelbſt aus nach Erforderniß und nach dem Plan ihres Vortheils, und ſtutzen ſie jeden Tag anders zu, je nachdem ſich der Vortheil geändert hat. Heut proclamiren ſie dieſes als Recht, Ehrlich, Klug, Nothwendig, was ſie geſtern als Räuberei, Verruchtheit, Dummheit und Willkür verſchrieen haben, weil im erſten Fall ſie, im zweiten andere Völker handelten. Man kann aber nicht läugnen, daß in dieſen Unverſchämtheiten Ueberlegung und Abſicht ſei, wodurch ſie freilich um ſo niederträchtiger, aber doch auf eine Art conſequent werden. Unſere Zeitungs- und Flugſchriften-Schreiber dagegen brüten nichts aus, ſondern horchen nur in den Bierſchenken und vor den Poſtſtuben herum, was dort ein patriotiſcher Schuſter, hier ein ſchläferiger oder ſpaßhafter Kurier vorbringt, um es ſogleich dem Publicum aufzutiſchen. Das iſt dann natürlich von der Art, daß dem Feind kein Männlein mehr bleibt. Hier laufen ſie Regimenterweis über, dort fallen ſie auf dem Marſch von Strapatzen, Näſſe, Kälte und Hunger zu Tauſenden

um, jene Garniſon liegt zur Hälfte im Lazareth, die andere Hälfte beſteht zu zwei Drittel aus Deutſchen oder Holländern oder Schweizern, welche jeden Augenblick benutzen um davon zu laufen, Marſchälle und Generale fallen zu Dutzenden an Orten, wo ſie nie waren, und was die Zeitungsſchreiber wiſſen könnten und ſollten, oft es auch kurz zuvor ſelbſt angezeigt haben: deſſen ungeachtet macht aber die franzöſiſche Armee einen löblichen Rückzug, deſſen ungeachtet vertheidigen ſich die Feſtungen jahrelang, und die Zeitungsſchreiber werden weder müde noch ſchämen ſie ſich, wöchentlich einige Leichtgläubigkeiten zu widerrufen. Es haben alſo die Nachrichten zur eigenen Schande geſprochen. Dergleichen nennt dumm. Kommen ſie endlich auf theutſche oder ruſſiſche Truppen zu reden, ſo ſind Hunderttauſende eine Kleinigkeit, ſie in einem Tag 40 Meilen weit bis ins mittle Frankreich zu verſetzen und ſie noch vor Abend eine Schlacht liefern zu laſſen, iſt etwas Gewöhnliches, die Freiwilligen ſtrömen ſo eiferig zu den Fahnen, daß ganze Städte und Landſchaften mit einem Schlag leer ſtehen, man muß ſie abhalten von dem Eifer, Soldaten zu werden, in 8 Tagen ſind ganze Armeen ausgerüſtet, und ſtehen wohl geübt am Rhein. Dergleichen Unſinn, der gegen ſich ſelbſt redet, ſetzt nicht bloß die Truppen und ihre Anführer herunter, die mit ſo ungeheuren Mitteln doch nur vorſichtig und langſam vorwärts gehen, auch oft aufgehalten und unſanft zurückgewieſen werden, er ſchadet auch dem Fortgang der guten Sache ſelbſt; das theutſche Volk erſchlafft, entweder weil es denkt, mehr Anſtrengung ſei nicht nöthig, oder weil es ſieht, wie alles nur leere Prahlerei iſt, wie man es unmündig denkt, das nicht im Stand iſt zu begreifen, daß auch die beſten Truppen Unfälle haben kön-

nen, ja müſſen. Wir werfen immer den Franzoſen vor, daß ſie ihr Volk durch unwahre oder durch gar keine Nachrichten bethörten; aber machen wir es denn beſſer? Nur der Unterſchied iſt, über den wir uns freuen dürfen, daß es dort die Regierung ſelbſt iſt, welche die Lügen ſchmiedet, während es bei uns Kuriere, Kaufleute und Zeitungsſchreiber ſind. Dagegen iſt wieder nicht zu läugnen, daß die franzöſiſchen Berichte geſchichtlicher ſind, indem man durch ſie der täglichen Stellung der Truppen nachkommen kann. Auch theilt die franzöſiſche Regierung ihrem Volk Unterhandlungen aller Art mit, über Waffenſtillſtand, Frieden, deſſen das theutſche Volk vordem nicht werth gehalten worden, und es auch im Grund nicht werth geweſen. Aber es wurde es werth, ſobald man es werth hielt. Muß einmal in den Zeitungen gelogen ſein, ſo iſt es ja doch viel vernünftiger, die eigenen Armeen kleiner, die feindlichen größer, als ſie ſind, anzugeben — deſto glänzender iſt der Sieg, die Feſtungen wohl verſorgt auszuſchreien — deſto ehrenvoller die Einnahme.

Vor allem aber iſt das wohlthätigſte und treibenſte Mittel, daß wir unſere Fehler erkennen und ſelbſt eingeſtehen. Solang dieſes nicht geſchieht, ſolang wir alles unter uns vollkommen, immer fertig, kräftig, eiferig preiſen, wirds nicht beſſer. Würde es nicht mehr wirken, wenn die Zeitungsſchreiber ſtatt zu poſaunen, ehrlich verriethen, wie ſchlecht es da und dort mit dem Eifer für Theutſchlands Befreiung ſteht, welch ein Geheul an manchen Orten entſteht, wenn die junge Mannſchaft auszieht, wie wenige Freiwillige ſich ſtellen, wie man einen großen Theil an den Haren dazu ziehen mußte, indem doch viele dadurch nur von dem Eintreten in die Linientruppen loskommen wollten, wie man da Zeit und Geld mit Tände-

leien und Pützeleien, mit goldenen Schnürlein, Quäſtlein, Börtlein vergeudet, als hätte man nur franzöſiſche Weiber nicht Männer zu beſiegen, wie ſchläferig dort der Geſchäftsgang vorwärts kriecht, wie geizig da die Kaſſe laurt, ob nicht ihre Nachbarländer vorher die Franzoſen abgethan haben, wie wild jener Fürſt unter ſeine Bürger fährt, daß ſie ſich ſchlimmer als unter den Franzoſen fühlen, Dieſes wären beſſere Mittel zur Aneiferung, als erlogene Lobſprüche. Dagegen muß auch Ehre wiederfahren, dem Ehre gebühret. Man nenne die Truppen, welche ſich bei dieſer oder jener Gelegenheit tapfer oder edel betragen — denn nur nach Gelegenheit unterſcheiden ſich jetzt unſere Soldaten, nicht an Tapferkeit ſelbſt, worinn keine vor den andern den Vorzug verdienen; man warne aber auch die, von denen man weiß, daß ſie gern übermüthig werden, daß ſie ſich gern einbilden, ſie wären es allein, die alles gethan und thäten und könnten, und ſich daher im Eigendünkel über ihre Brüder erheben möchten — damit ſie zur Beſinnung und Mäßigung gelangen; man nenne die theutſchen Landſchaften, die theutſchen Städte, die theutſchen Schaaren, die theutſchen Männer und Weiber beim Namen, welche ſich in andern Hinſichten, in Aufopferungen, Beiträgen, Eifer ausgezeichnet haben. Es gibt deren viele, und fröhliche Zeit! mehr als ſchläferige und geizige; denn nicht Mangel an Erkenntniß, oder an Geſinnung und Willen, nicht Fühlloſigkeit oder gar Feigheit iſt es in unſerem Theutſchland, was an manchen Orten den Gang der Bewaffnung verzögert, ſondern lediglich Schläferigkeit der Einrichtung oder Geiz Einzeler. Daß man das Volk aufruft: Nun iſt es Zeit, das Joch abzuwerfen, ſteht auf, ergreift die Waffen, ſtellt euch! iſt ſehr gut: aber wo ſoll es Waffen ergreifen, wenn es keine hat, wie

ſich ſtellen, wenn es es nicht verſteht. Das Volk kann ſich nicht ſelbſt ſtellen, man muß es ſtellen, es kann ſich nicht ſelbſt ſeine Waffen ſchaffen, man muß es bewaffnen. In einer Hand den Aufruf, in der andern den Exercierſtock, damit vor der Kirche eine Linie in den Staub oder Schnee gezogen: Dahin ſtellt euch ins Glied! Links um! Marſch! Das iſt das Mittel, das Volk unter Waffen zu bringen, das ſo gern darunter geht, es aber nur nicht allein thun kann, weil es es nicht verſteht. Darum muß von nun an jeder theutſche Mann in den Waffen geübt werden, damit er bei jedem Aufruf den Ort und den Schritt wiſſe, wohin er ſich zu begeben und zu ſtellen hat. — Es iſt der Eifer unſers Volks ſo groß, daß an der Erſtehung unzähliger Heere nicht zu zweifeln, ſobald es nur recht angefangen wird, ſobald man nur dem Volk nicht zumuthet etwas zu thun, was es nicht kann, ſobald man es unterrichtet.

Benehmen der Schweizer.

Für die theutſche Sache haben ſich nun alle theutſche Landſchaften erklärt, wie es ſich von ſelbſt verſteht; ſie ſind ja Theutſche. Alle Einwohner eilen den Fürſten zuvor, und rufen ungeſtümm um Waffen, um Anführung; alle Fürſten beeifern ſich, dieſer hohen Geſinnung und Aufopferung des Volks, und den Genehmigungen der dreieinigen Erretter zu entſprechen, und ordnen die Einrichtung und Abſendung neuer Krieger mit einer Schnelligkeit und in einer Menge an, wie noch bei keinem Volk ein Beiſpiel vorhanden iſt. Wir ſtaunen ſelbſt vor uns ſelbſt, und hätten vor den Tagen der franzöſiſchen Unterjochung es den Theutſchen ſelbſt nicht zugetraut. So bringt der Deſpot ſelbſt die Menſchen zum Gefühl und zur Aeuße-

rung ihrer Kraft — der Thor! Alles was theutſch ſpricht, hat die Waffen ergriffen, ſelbſt die Holländer, unſere niedertheutſchen Brüder haben das Joch, obgleich mit vielen Wagniſſen abgeworfen; nur die Schweizer, Theutſche wie wir, ſind ſo ausgeartet, daß ſie müſſige Zuſchauer bleiben wollen, da ihre Brüder ſich für ſie erſchlagen laſſen; ſie wollen ihre Freiheit nicht mit eigenem Blut, ſondern mit dem unſern erkaufen; ſie wollen durch eine faule Neutralität uns unſern Kampf ſogar noch ſchwerer machen, um dann unſere durch ihren Müſſigang blutig gebrochenen Früchte lachend aufzufreſſen. Pfui der Schande! Pfui der Schweizer! Verdient ein ſolches theutſches Land Unabhängigkeit? Seit Jahrhunderten hangt die Schweiz als ein lahmes Glied an unſerm Leib, ſaugt unſere Säfte, bewegt ſich aber nicht dafür. Daß man es abhaue vom Leib, iſt Schande für es, Mißſtaltung für uns; es werde daher wieder belebt durch innige Verbindung mit dem Leib — die Schweiz ſei von nun an wieder der Gnade theilhaftig, ein theutſcher Kreis zu ſein, ſie bitte ihre habsburgiſche Familie, ihr ihren Abfall und ihren Müſſigang und ihre Pflichtvergeſſenheit im heiligen Krieg zu verzeihen, und ſie wieder in Gnaden aufzunehmen. Die Schweiz gleicht einer alten, und dadurch ehrwürdigen Ritterburg, die aber der Herr verlaſſen hat, und in der nur zeitige Verwalter das Regiment führen. Daher iſt zur allgemeinen Verſchönerung und Verbeſſerung des Gebäudes nicht nur nichts geſchehen, ſondern was einfiel, iſt auch liegen geblieben; durch die Fenſter bläßt entweder der Wind oder ſie ſind mit Papier verklebt, die Thore ſind verfault, die Gräben von eingeſtürzten Mauren ausgefüllt, der Uhrzeiger ſteht ſtill, der Wetterhahn hangt ſchief, und zeigt daher gewöhnlich unrechten Wind, der Brunnen iſt nicht

ausgeputzt, und man muß das Waſſer aus dem Fluß holen, zu dem weder Treppe noch über den eine Brücke führt, das Thor liegt voll Bettler, Krumme, Lahme, Ausgewachſene, wovon einer den Wachtſpieß hält, im Hof laufen Hunde, Schweine, Ochſen, Schafe, Pferde und Hühner untereinander herum, der Burgweg iſt ſo zerfallen, daß er kaum für ein Tragpferd noch brauchbar iſt, Viehhirten, Treibknechte und übriges Schloßgeſind verſehen, wenns Noth thut, die Stellen von Ritter und Knappen. Dieß iſt ein wahres, nicht übertriebenes Bild von der Schweiz. Wers nicht glaubt, gehe hin! Da wird er in jedem Dorf von einer Menge Krüppel um Almoſen angehalten, jedem Wirthshaus, jedem Kutſcher, jeder Poſt über Gebühr bezahlen müſſen, da wird er elende, wankende Brücken zu befahren ſich ſcheuen, da wird er die Bauren über ihre Freiheit ſchwadroniren, dort einen Schuſter in irgend einer Wirthsſtube vor einem Ammann, der ein Schneider iſt, als Advocat Reden halten, und ſich nachher im Nebenzimmer am Weintiſch mit ſeinem Gegenadvocaten über den Proceß zanken hören, die Soldaten werden ihm wie Handwerksburſche vorkommen, die eher die Nadel urd den Pfriemen als den Spieß zu führen verſtehen; Patriotismus ſpürt er nirgends.

Gegen Napoleon kommt alſo eine ungeheure Macht zuſammen. Er kann ſich unmöglich anderswo ſtellen, als hinter ſeinen Feſtungen, in den Ebenen der Champagne, in den catalauniſchen Feldern, wo den zweiten weltſtürmenden Attila ein zweites Schickſal aufſuchen wird, jetzt nur mit veränderter Stellung. Man glaube aber nicht, daß Napoleon jetzt ſchon kraftlos iſt, oder ihm gar die Franzoſen den Gehorſam aufſagen, wie ſo manche wähnen, und dadurch unſerer Kraftanſtrengung Schaden thun.

Auf=

Aufkündigung des Gehorſams wird nicht früher erfolgen, als bis unſere drei Heerfürſten, die erſchienene Dreieinigkeit in Paris ſind. Gibt man den Franzoſen dann nicht ſogleich einen neuen Herrn, der ihnen befiehlt, und dem ſie daher gehorchen, ſo wirkt eine ſolche Aufkündigung auch dann nicht weiter, als unſere Truppen wirken; ſo weit Napoleons Helfer vor unſern Truppen ungeſtört reiten können, ſo weit gehorchen ihm, wenn er Kaiſer bleibt, die gehorſamen herrſchſüchtigen Franzoſen: denn es gibt nichts Politikloſeres als ein Franzos. Er hat alſo auch nach verlorenem Paris noch das ganze ſüdliche und weſtliche Frankreich, und da hat er bis Frühjahr und länger Zeit, Hunderttauſende auszuheben und zuſammenzuziehen. Die Franzoſen kommen fertig ausm Ei, wie die Weiber, weil ſie das, was ſie ſind, ohne Unterricht, durch die bloße Geſellſchaft ſind. Die Geſelligkeit aber macht gewandt, geſchickt, ſchnell beſonnen, raſchhandelnd, wodurch etwas gethan iſt, eh wir Theutſche, die wir alles wie Männer vorher vor das Durchſuchungsamt der Vernunft bringen müſſen, merken, wo es hinaus will. Mit Franzoſen richten daher Aufrufe, Verſprechungen und Haltung dieſer Verſprechungen mit göttlicher Langmuth nichts aus. Wenn man glaubt, ſie mit Vernunft zur Ruhe zu bringen, wenn man glaubt, ſie durch Milde zur Erkenntniß ihrer Thorheit zu bringen, ſo wird man von ihnen ſchlecht belohnt werden. Wie Kinder kennen ſie keine Gefahr und keinen Wohlthäter, der nicht täglich um ſie iſt, und ſie wiegt oder ſitzt.

Es iſt völlig gleich, ob man ihnen mit Sengen und Brennen droht oder mit Errettung aus den Klauen ihres Ungeheuers; ſie hören weder dieſes noch jenes; ſie hören nur den, der ihnen befiehlt. Eh man ih-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen daher befehlen kann, kann man nicht zu ihnen reden. Wenn Napoleon es haben will, ſo ſchießen Bürger und Bauren, Knaben und Weiber zu Fenſtern, Dächern, Kellerlöchern heraus auf unſere Truppen, wenn ſie zu ihrer Erlöſung einrücken; und Napoleon wird es befehlen: was liegt ihm an den Franzoſen! Es gibt keine vollkommenere Kriegsmaſchine als ein Franzos. Wo man ihn hinſtellt, da bleibt er ſtehen, was man ihn heißt, das thut er, und zwar thut er es geſchickt. Er thut das nicht eben aus Sklavenſinn, nicht aus Dummheit, nicht aus Patriotismus, nicht aus Liebe oder Furcht vor Napoleon, den er haßt und verabſcheut, ſondern weil er meint, dieſes gehöre ſo zu einem Franzoſen, und er meint das, weil es ihm Millionenmal vorgeſagt worden. Wir Theutſche kennen noch nicht hinlänglich die Zauberkraft des unermüdlichen in einen hinein Redens; wir ſchämen es zu thun, weil wir unſer Volk als dumm zu nehmen uns Sünd fürchten; allein der Glauben, der allmählich durch das nicht Nachlaſſen des Predigens entſteht, ſetzt keineswegs Dummheit voraus, ſondern Einſaugen deſſelben von Kindesbeinen an. Wenn es uns Theutſchen nicht zu langweilig wird, zwanzig Jahr lang in allen Zeitungen, Zeitſchriften, in allen Geſellſchaften, in allen Kirchen Vaterlandsliebe, Soldatwerden, Aufopfern, Beiſteuren, Franzoſenhaß, Kriegswürde, Fürſtengehorſam zu predigen, leſen, erzählen, ſcherzen, befehlen, drohen; ſo werden wir Theutſche ohne allen Zweifel ſo ſein, wie geſprochen worden; das Volk kann ja nicht über ſeine Erziehung hinaus. Nur wenige eilen dem Volk vor.

Da wir von den Franzoſen dieſelbe Begegnung zu erwarten haben, wir mögen ſie gut oder ſchlecht behandeln; ſo zu kann unſerer Handlungsweiſe nichts anders als unſere

Bayerische Staatsbibliothek München

eigene Ehre, und nach dieſer, unſer Vortheil Vorſchrift ſein. Es iſt billig, daß ihnen Contributionen aufgelegt werden, ſo hart, daß ſie ſie kaum erſchwingen können, ja es wär gegen die Theutſchen ungerecht, wenn es nicht geſchäh; weil es nur ein Zurückfordern deſſen wäre, was uns die Franzoſen genommen, und zwar auf die niederträchtigſte Art genommen. Man denke an die Brandſchatzung Frankfurts mitten im Frieden, man denke an die überſchwengliche Contribution Hamburgs, an die Plünderung der Bank, an die Contributionen, welche Oeſtreich, welche Preußen, welche alle theutſche Staaten leiſten mußten. Es iſt aber auch unſer Vortheil, daß die Franzoſen den Ueberfluß von Geld wieder verlieren, den ſie ſich von uns geholt haben, weil ſie dann weniger übermüthig und weniger kräftig uns widerſtehen werden. Gegen Franzoſen iſt Milde verſchwendet. Sie ſind durch nichts zur Liebe zu bringen, als durchs Gängelband. Aus Paris wird man die, ohne Sinn für das Gedeihen der Künſte geraubten Kunſtſchätze wieder nehmen, und ſie dahin bringen, wo ſie waren, nicht etwa in Theutſchland irgendwo aufhäufen. Denn dadurch gewinnt eben die Kunſt und Bildung der Völker, daß Kunſtgegenſtände überall zerſtreut ſich finden, und zwar, daß ſie da ſeien, wo ſie entſtanden. Denn jedes Volk hat ſeinen eigenthümlichen Geſchmack und Geſchick, was man ihm nicht durch fremde Muſter verderben muß. Auch darf doch Gerechtigkeit ein Wort dazu reden. Ein Volk, das die Kunſtgegenſtände hervorgebracht hat, hat ohne Zweifel darauf ebenſo wohl das ausſchließende Recht, als auf ſeine Häuſer und Geräthe. Italien iſt das Land, dem die Kunſtſchätze in Paris gehören. Ein gleiches iſt, und noch mehr, der Fall mit Gegenſtänden, welche nur an Ort und Stelle, wo ſie entſtanden

ſind, Sinn, Bedeutung und Werth haben. So der Opferaltar der Saſſen von Goslar geraubt, die Säule von Roßbach, Meilenſteine, oder andere römiſche Alterthümer, worinn auch unſere theutſche Regierungen an manchen Orten ſehr getadelt zu werden verdienen, indem ſie dergleichen von dem Fundort — der doch für die alte Geſchichte ſo höchſt wichtig iſt, ausgraben, und in irgend einer Reſidenz aufſtellen ließen, wodurch offenbar aller Werth und Sinn dieſer Dinge verloren gieng. Hoffentlich findet ſich bald wieder ein Miniſter, welcher jedem Boden wieder das Seinige gibt.

Es iſt ein hartes Wort, die Verheerung eines Landes auszuſprechen, aber wir fürchten, fürchten, daß die Franzoſen nicht anders zur Vernunft zu bringen ſind, wir fürchten, daß viele Tauſend unſerer Truppen das Opfer unſerer Menſchlichkeit ſein werden für ein Volk, das keine Schonung verdient, und das die Schonung eben benutzt, um uns zu zerſtören. Wenn man die Franzoſen als Volk von der Erde ausrotten könnte ohne Grauſamkeit, ſo würde der Menſchheit ein großer Dienſt erzeigt. Wir ſind daher der Meinung, daß bei der Bändigung Frankreichs, bei der Zurückführung deſſelben zur Anerkennung der Rechte und des Daſeins anderer Völker nicht nur nicht auf einen Abfall der Franzoſen, ſondern vielmehr auf einen großen Widerſtand zu rechnen iſt, und daß alles, was zum Wohl der Menſchheit geſchehen ſoll, lediglich von der Tapferkeit unſerer Truppen und von der Weisheit unſerer Anführer abhangt. Worauf wir denn auch, nach dem was geſchehen iſt, mit Zuverſicht rechnen dürfen. — Gegen Deſpoten und Sklaven richtet man nur mit Deſpotismus etwas aus, nicht durch Milde.

Es könnte vielleicht unpolitiſch ſcheinen, jetzt ſchon den Franzoſen von einer neuen Verfaſſung, von einer der theutſchen ähnlichen Verfaſſung zu reden. Wir haben wohl daran gedacht, aber obigen Aeußerungen zufolge keine Rückſicht für nöthig gehalten, völlig überzeugt, daß bei Franzoſen nichts wirkt, als der unmittelbare Befehl. Ueberdieß iſt ja das, was ein Einzeler ſagt, keine Stimme.

Napoleons Character.

Man charakteriſirt Napoleon vorzüglich als einen Tyrannen. Dieſes ſcheint mir nicht ſein weſentlicher Charakter zu ſein. Was er in dieſer Hinſicht gethan hat, iſt wenig, und das Meiſte ſcheint politiſche Gründe für ſich zu haben. Theutſche Fürſten würden allerdings einen Palm nicht haben todt ſchießen, einen Becker nicht haben einſperren laſſen, aber doch offenbar nur, weil es ſelbſt Theutſche in Theutſchland ſind; wären ſie in einem andern Land geweſen, ſo würde man wohl kaum anders haben verfahren können. Die Ermordung Enghiens, Touſſaint-Louvertures läßt ſich begreifen, wenn auch nicht entſchuldigen. Die Verhältniſſe mit der Ermordung des Staatsraths von Pavia ſind uns nicht bekannt. Daß er als Deſpot, der er wirklich iſt, als welcher er ſeiner Ruhmgier das Glück ſeines und die Fortdauer aller Völker aufopfert, nicht tyranniſcher verfahren iſt, muß man ſich wundern. Er hat die Menſchen und die ganze europäiſche Menſchheit im Aengſten herumgetrieben, wie es nur einem Deſpoten möglich iſt, er hat alles vor ſich in beſtändigem Zittern erhalten, er hat alle Gelehrte unterdrückt, weil ſie nothwendig ſeine Feinde ſein mußten, er hat die Wiſſenſchaften nach ſeinem Schädel formen und einrichten wollen, obſchon er nichts davon verſteht, hat

ſtatt Univerſitäten einzele Facultäten errichtet, damit alle Gelehrte nur Handwerker werden, und keiner den Bund aller Wiſſenſchaften erkenne, ihn und durch ihn auch die Pfleger derſelben ehre, damit die Jünglinge, durch die er meiſt den Staat beherrſchen wollte, nichts weiter verſtehen als ihr Geſchäft, er wollte der Krämer von ganz Frankreich werden, wollte die Engländer aufm feſten Land, und nicht mit Schiffen bekriegen, verbot daher allen Handel, wollte ſeine Kaufleute und Bürger wie alle von ganz Europa zu Grund richten, damit dann auch die Engländer keinen Abſatz mehr hätten, und endlich auch zu Grund gehen ſollten, wollte Theutſchland aus der Reihe der Völker vertilgen, wollte ihm ſeiner Franzoſen ärmliche Baſtartſprache aufdrängen, ſchloß ſogar ſchon die theutſche, reiche, Urſprache von den öffentlichen Verhandlungen, von den Gerichtshöfen aus, kaum hätte es hundert Jahre gedauert, ſo wär keine theutſche Sprache mehr geweſen, er wollte ein Volk wie das Spaniſche durch Meineid, Betrug und Uebervortheilung unterjochen, wollte ſogar das ungeheure ruſſiſche Reich erobern, und in allem Ernſt nach Oſtindien wandern, um die Engländer zu vertreiben.

Dieſes giebt uns den Charakter der Narrheit. Napoleon iſt unſers Betrachtens ein Narr, und zwar ein ſyſtematiſcher Narr. Daraus, ſcheint uns, müſſe man alle ſeine Thaten beurtheilen. Ich nenne einen Narren den, der ein Hirngeſpinſt wirklich machen will, einen ſyſtematiſchen Narren den, der jedes, wenn auch gleich noch ſo verkehrte Mittel ergreift, um ſeinen unablåßig verfolgten Zweck zu erreichen. Der iſt ein Narr, der eine Univerſalmonarchie ſtiften will, ſolang es noch verſchiedene Völker oder Sprachen gibt, der iſt ein Narr, der wähnt, er könne den Theutſchen ihre Sprache und ihr Daſein durch

einen Federſtrich rauben, der iſt ein Narr, der England zu Grund richten will dadurch, daß er ſich vorher zu Grund richtet, der iſt ein Narr, der England auf dem feſten Land erobern will, und dadurch ſeine Kräfte zerſplittert, die er auf Schiffbau verwenden ſollte, ſeine Menſchen als Landſoldaten todtſchießen läßt, die Matroſen werden ſollten, der iſt ein Narr, der mit einer Armee nach Oſtindien reiſen will, der iſt ein Narr, der ſich in den Rücken einer feindlichen ungeheuren Armee ſetzt, wenn er nicht des Sieges gewiß iſt, der iſt ein Narr, der Herrſcher vieler Völker ſein will dadurch, daß er ſie vernichtet, der iſt ein Narr, der Spanien erobern will dadurch, daß er Krieg mit dem Volk, ſtatt mit dem Fürſten anfängt, der iſt ein Narr, der mit ſeinem Uebergewicht prahlt. Gegen einen ſolchen Narren muß alles aufſtehen, und nach ihm ein Treibjagen anſtellen wie nach einem verwüſtenden Wild.

Aber ein ſolcher Narr iſt gefährlich. Er iſt es hauptſächlich dadurch, daß er immer etwas thut, was vernünftige Menſchen nicht thun würden, und daher auch nicht dagegen Vorkehrungen treffen können. Ein Narr iſt nie zu berechnen, und wenn er am ruhigſten ſcheint, führt er einen Streich im Schild. Statt daß ein vernünftiger Menſch zur Thür hinausgeht, ſpringt er unverſehens zum Fenſter hinaus, und glückt es ihm, ſo iſt ihm der Vorſprung gewiß. Dergleichen Streiche hat er vorzüglich in den öſtreichiſchen Kriegen gemacht, wo er nach Wien gerannt iſt, während ungeheure Heere noch hinter ihm ſtanden, dergleichen Streich hat er auf ſeinem Narrenzug nach Moskau gemacht, dergleichen Streich hat er im heiligen Krieg gemacht, als er, nachdem ſich Oeſtreich für die gerechte Sache erklärt hatte, dennoch zu gleicher Zeit nach Berlin, nach Breslau und nach Prag wollte, ſtatt

ſich ſogleich in Leipzigs Ebenen zu ſammeln. In Theutſchland bleiben mußte er wohl, weil ſonſt der Rheinbund früher abgefallen wäre; aber in Schleſien und Brandenburg und Böhmen zu bleiben, überall ſein zu wollen, war Narrheit.

Darum iſt zu erwarten, daß er, eh unſere Truppen nach Paris kommen, noch allerlei unerwartete Streiche machen werde, wenn er noch Zeit hat, ſeine Kräfte zu ſammeln. Er wird mit einer Schnelligkeit und Unverſchämtheit da und dort erſcheinen, wo nur ein Narr, kein vernünftiger Menſch erſcheinen kann, und dadurch manches ſchaden; er wird Schlachten liefern ohne Ueberlegung, er wird ſich ſogar in Paris ſchlagen, wird dieſe Stadt, in der nun die Kunſt- und Wiſſenſchaftsſchätze der Welt zuſammengeplündert liegen, der Zerſtörung Preis geben; dazu hat er die Häuſer zwiſchen den Tuilerien und dem Louvre niederreißen laſſen, um vor ſeinen Schlöſſern noch Narrenſchlachten zu liefern. Hat er aber nicht mehr Zeit, ſeine Pläne auszuführen, gebt acht! ſo wird er, wie Narren zu thun pflegen, winſeln und zagen, um Gnade bitten, alles verſprechen, ſich wie ein Kind benehmen, und alles geduldig mit ſich machen laſſen, am Ende wohl gar noch ſich hinter ſeine Frau ſtecken, und dieſe, um Gnade für ihn zu bitten, anrufen.

Findet er keine, wie er denn keine finden kann, theils weil einem Narren nicht zu trauen iſt, theils weil ſein Thronzertrümmern billig auf ihn zurückfallen muß, nach dem herrlichen Geſetz der Hölle, daß jeder Verdammte an dem geſtraft wird, woran er geſündiget hat; findet er keine Gnade, ſo wird er noch einmal wie ein Verzweifelter und Wüthender ſich aufmachen, ſeine Heere im ſüdweſtlichen Frankreich mit Soults Heer vereinigen und den letzten Kampf mit dem Tod ringen. Dieſer Kampf

wird uns noch ſchwer werden, der Sieg hoffentlich aber auf Seiten der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Milde und der heiligen Begeiſterung bleiben.

Dann bleibt ihm nichts anders, als mit einem Theil ſeiner Anhänger ſich auf Schiffen zu retten — und den letzten Narrenſtreich zu wagen, nach Amerika überzuſegeln, und ein neues Reich zu gründen, wozu wir ihm Glück wünſchen, oder nach der Türkei zu fliehen, und ſeines großen Allirten, des Sultans General zu werden. Wäre er aber auf ſein Heil bedacht, ſo würde er nach dem heiligen Land wallfahrten, und den Gott zu verſühnen ſuchen, der für die Menſchheit den Tod gelitten hat, die er ſo ſchimpflich und leichtſinnig dem Tod überantwortete, und dann würde er nach Rom pilgern, den heiligen Vater reuig um Abſolution und Aufhebung des Banns bitten, der als ein Gottes- und Menſchheitsfluch ſo ſchwer auf ihm laſtet — endlich in einem Kloſter ſein Leben beſchließen. Wird er aber gefangen, ſo gäbe es nach dem oben angezogenen Höllenbrauch, keine ſchicklichere Strafe, als ihn zum Kaiſer von Korſika zu machen, und ihn da ſchalten und walten zu laſſen, wie es ihm einfällt.

Iſt er nicht mehr Frankreichs Herr, ſo iſt Abtheilung in einzele Königreiche, und zugleich ihre Vereinigung unter einen Kaiſer leicht. Ein Volk, das einerlei Sprache ſpricht, muß man zerreißen. Man begeht eine Ungerechtigkeit, welche ſich ganz gewiß wieder rächt. Denn einerlei Menſchen ruhen nicht, bis ſie wieder vereiniget ſind, und ſind ſie es, ſo denken ſie auf Rache.

Was aus dem ſogenannten König von Rom werden ſoll? — Nichts!

Sind die Franzoſen bezwungen, iſt Italien frei, gehört Lotharingen, das Elſaß, die Pfalz, alle Niederlande wieder zu Theutſchland, ſind die Rheinfeſtungen

erobert; denn man wird nur die erobern, welche man behalten will, da man an den übrigen vergeblich die Kräfte zerſplittern würde, dann iſt es nicht ſchwer, Frankreich vier Könige zu geben. Die Burbone mögen das größte Land, Ligerien bekommen, und über die andern Kaiſer ſein. Auf Burgund hat ohnehin Oeſtreich Anſprüche, es könnte in Rhodanien ein öſtreichiſcher Prinz König werden, in Garumnien ein Landsmann wie Bernadotte, in Sequanien, Männer wie Murat, Beauharnois, Talleyrand, Carnot ꝛc., oder theutſche Fürſten, welche durch Heirath mit Frankreich in Verbindung ſtehen. Dann ſind wir vor den Franzoſen ſicher, wann ſie gleiche Verfaſſung mit uns haben. Wozu würde ſoviel theutſches Blut vergoſſen, wenn es nicht mit uns, nicht mit den Franzoſen anders wird, wenn dieſe Eroberungswüthigen nach 50 Jahren wieder über unſere Kinder herfallen! Will man Frankreich laſſen, wie es iſt, das heißt, unter einem einzigen König oder gar Kaiſer, ſo iſt es mächtiger als irgend ein europäiſcher Staat, und da bei ihm die Macht wie das Meſſer in der Hand eines muthwilligen Kindes iſt, ſo iſt es uns nicht nur gefährlich, ſondern es wird uns ganz ſicher verſchlingen: — denn was haben wir entgegenzuſetzen? Bündniſſe, nichts als Bündniſſe! Was ſind aber dieſe gegen Macht, was iſt ein Wort gegen den Stock? Wann werden ſich wieder ſo edle Fürſten zuſammenfinden, wie ſie jetzt die Welt bewundert? Wie lang hat es gedauert, wie viel haben wir gelitten, bis ſie ſich zuſammen gefunden. Die Macht laurt die Zeit der Entzweiung oder Schläferigkeit ab, die unter den menſchlichen Dingen nicht ausbleiben können.

Das neue Theutſchland.

Wir betrachten hier Theutſchlands übrige Gränzen, ſeine natürliche Eintheilung und einige Einrichtungen, von denen uns ſcheint, daß es noth thut, ſie in Anregung zu bringen. Iſt es den edlen Befreiern gelungen, die natürliche Gränze zwiſchen Theutſchland und Frankreich zu erobern, ſo iſt die Hauptſache gethan. Das Folgende mag geſchehen oder nicht; es iſt dennoch nöthig, daß Ideen über unſer künftiges Glück in Umlauf kommen, weil was oft beſprochen wird, endlich als etwas Ausgemachtes angenommen, und zuletzt bei vorkommenden Fällen doch beachtet wird.

Gränzen.

Die Nordgränze Theutſchlands iſt am ſchärfſten beſtimmt, aber doch auch nicht ohne fremde Eindrängſel. Man ſollte glauben wo das Meer hinweiſt, müßten die Menſchen gehen; aber die Theutſchen ſcheinen es ſich ſelbſt nie geſagt zu haben, was natürliche Gränze ſei, ſonſt würden ſie nie Dänen auf theutſchem Boden geduldet, nie Holländern und Schweizern erlaubt haben, ſich davon abzuſondern. Das heißt nicht, daß ſie die Dänen hätten fortjagen ſollen; der Theutſche iſt kein Barbar: ſondern ſie hätten zum theutſchen Staatenland treten, und ihre

Länder, welche natürlich zu Theutſchland gehören, hätten unter der Hoheit unſers Kaiſers ſtehen müſſen. Dieſes ſind offenbar Jütland, die Inſel Fühnen und alles was weſtlich des großen Belts, welcher die eigentliche Fortſetzung der Oſtſee, ihr Thalweg iſt, liegt; von Holſtein und Schleßwig verſteht es ſich von ſelbſt. Warum ſoll denn der König von Dänemark ſeine Länder in oder an Theutſchland auf eine andere Art beſitzen als andere Könige, z. B. Schweden und England in Hinſicht auf Pommern und Hannover? Jütland iſt billig ein Kreis Theutſchlands, der dem König von Dänemark gehört.

Was daher das theutſche Meer und die Oſtſee beſpülen, gehört zu Theutſchland, von Cales an bis . . . . Wo iſt die Oſtgränze?

Theutſchlands Gränze gegen Süden iſt wieder völlig unbeſtimmt. Wo man hinblickt, erkennt man leider, daß Theutſchland ein erſt ſich bildender Staat iſt, der ſich, obgleich nach tauſendjährigem Ringen, noch nicht aus dem Chaos mit andern Völkern losgelöſt hat. Wenn ein Volk, wie das theutſche, das doch geraume Zeit zum Bewußtſeyn gekommen zu ſein ſcheint, ſo viele Jahrtauſende nur bis zur Geſtaltung und Abſonderung von den Zeugungsſäften braucht, wie lang wird die Welt bis zur Vollendung zu ringen haben, wie lang, können wir fragen, wird Theutſchland noch zu wandern haben, bis es auf dem Gipfel ſeiner Bildung angekommen iſt? Es ſcheint ein großer Plan mit dieſem Volk angelegt zu ſein, dem ſo viele Zeit zum Wachſen und Reifen vorbeſtimmt, das ſo viele Aeſte und Blätter und Blumen treiben muß, eh Frucht anſetzt, das ſich in ſo vielen Formen verſuchen, ſo viele wieder zerſchlagen muß, eh ihm ſein Ideal gelingt. Schade! daß wir nur die erſten Arbeiter aus dem Rohen

ſind, und nicht hoffen dürfen, mit Augen zu ſehen, mit Ohren zu hören, mit der Zunge zu ſchmecken, mit dem Gemüth und dem Verſtand zu erfaſſen, was aus den tauſendfältigen und tauſendjährigen Anlagen geworden ſein wird.

Ich höre überall ſagen: der Alpenkamm iſt Theutſchlands Südgränze; aber im Tyrol wohnen die Theutſchen weit jenſeits deſſelben, und über die ſalzburger und ſteiermarker Alpen erſtreckt ſich Theutſchland weit hinaus, ja bis ans adriatiſche Meer. Wenn die ſchweizer Alpen natürliche Gränze ſind, ſo ſind es doch wohl auch die tyroler, und die ſalzburger, und die ſteiermarker, und die öſtreicher, und endlich beſchließt der Kahlenberg bei Wien dieſe natürliche Gränze. Hier ſpringt die Unrichtigkeit und der Mangel an Umſicht und Vergleichung in die Augen. Zudem was iſt in Europa Süd- und Nordgränze?

Daß Europa eine ſchmale Halbinſel iſt, iſt ſchon geſagt und bekannt. Spaniens Süd- und Nordgränze ſind die Meere, Frankreichs Süd- und Nordgränze ſind die Meere: Warum ſoll denn Theutſchland, das nicht viel breiter als jene Länder iſt, nicht auch Meere zur Gränze haben? Wer gibt andern Völkern ein Recht, ſich als Riegel zwiſchen uns und das Meer zu ſchieben? Wer gibt ihnen das Recht, unſere Thätigkeit, unſern Handel, unſern geiſtigen Verkehr mit der Welt in Feſſeln zu ſchlagen? Sind wir denn weniger berechtiget als Franzoſen und Spanier? Dieſe Riegel ſind eben ein Grund, warum wir uns ſo langſam geſtaltet und entwickelt haben, warum wir in vielen Dingen — fern ſei von uns alle eitle Scham, unſere Mängel aufzudecken — noch hinter unſern Nachbarn zurück ſind. Warum iſt Engelland allen Völkern ſo

vorgeeilt und hat ihnen den Rang abgelaufen? Ich dächte, jeder geſtände doch ein, darum, weil es allein den freieſten Leib hat, der ſich hinwenden kann, wo er will, weil es allein überall nur Meergränzen hat, die ihm die Welt öffnen, und doch eine Maſſe von Menſchen faßt, die ein hinlängliches Publicum hat. Denn ein Volk bedarf zu ſeiner Entwickelung eben ſowohl eines angemeſſenen großen Publicums als ein Gelehrter. Wohin ſollen denn die Schweizer, und Breisgauer, und Ellſäſſer, und Pfälzer, und Schwaben, und Baiern, und Franken, und Tyroler ihre Erzeugniſſe abſtoßen, woher ſollen ſie ihre Weltbedürfniſſe faſſen, wenn es nicht am mittelländiſchen Meer iſt? Warum ſollen ſie denn wie Leibeigene verdammt ſein, alles durch die Franzoſen über Marſeille oder durch die Italiäner über Venedig und Genua ſich zu- und abführen zu laſſen, und gewärtig ſein, was dieſe ihre Handelsherren ihnen für Bedingungen und Bedrückungen und für Prellereien machen! Wer etwas erzeugt, wer ein Menſch iſt, muß ans Meer kommen, und ſeine Sachen ſelbſt ver- oder einkaufen können, nach ſeinen Geſetzen, mit ſeinen Abgaben, die ſeinem Land, nicht einem Fremden zum Nutz und Frommen gedeihen. Darum hat die Natur uns ſüdlich auch ein Meer wallen laſſen, damit alle Völker, die zwiſchen ihm und dem nördlichen wohnen, ſeiner Hülfe theilhaftig würden.

Der uns gegenüber liegende Theil des Mittelmeers müßte daher unſer werden, wenn er auch nicht unſer gehörte; aber er gehört auch unſer; er hat nur nicht unſern Namen, und dieſer Mangel iſt es allein, der uns davon ausſchließt. So groß iſt die Wirkung eines Namens! Die Lombardei gehört einem theutſchen Fürſten, dem öſtreichiſchen Kaiſer: ſagt, ſie gehört dem theutſchen

Kaiſer, und die ſchwere Aufgabe iſt gelöst, die Lombardei iſt ein Kreis Theutſchlands, und bleibt doch, was ſie iſt — ihr Meer gehört auch unſer.

Dieſes ſind Vernunftgründe. Betrachten wir aber auch die Lage, die Verhältniſſe und die Sprache der gegen das Mittelmeer liegende Volkſchaften.

Bis Trieſt reicht die theutſche Sprache, und Trieſt ſammt dem Littorale gehört zu Theutſchland. Hier wird viel ausgeführt, aber doch nur aus Oeſtreich, und doch nur ins adriatiſche Meer, aus dem man nur durch einen großen Umweg ins Weltmeer kommt. Wenn nun aber die Oeſtreicher Ausfuhr zur See haben, ſo iſt es billig, ja nothwendig, daß auch andere Theutſche ſie haben. Wenn Theutſchland nur bei Trieſt ans Meer reichen ſoll, ſo iſt gar keine Gränze von da bis an Tyrol zu ziehen, ohne zu zerreißen, was zuſammen gehört, ohne die dort wohnenden Menſchen ihres Verkehrs, ihres Glücks zu berauben. Zudem erſtreckt ſich Theutſchland durchs Tyrol ſo nah ans adriatiſche Meer, daß es ſo zu ſagen nur ein Steinwurf weit davon entfernt bleibt, und es zuſehen kann, wie fremder Völker Schiffe in den vor ſeinen Füßen liegenden fremden Hafen ein- und auslaufen, ohne ein gleiches thun zu dürfen. Wahrlich ein unnatürlicher Zuſtand. Venedig gehört Oeſtreich; es bilde mit den Angränzern einen theutſchen Kreis.

In der Schweiz reicht das theutſche Volk allerdings nur bis an den Gebirgskamm, von dem es wieder mit Schmerz ſeine Waaren zu Genua in fremden Händen, Fremden Gewinn bringen ſieht. Obendrein haben die Schweizer die Wunderlichkeit, nicht Theutſche ſein zu wollen, nicht das, was ſie in der That ſind. Ein fürchterlicher Widerſpruch zwiſchen Sein und Wollen, der ſich ſicher

rächt, und der ſich leider ſchon ſeit Jahrhunderten rächt, wo aller Gemeinſinn, aller Volksſinn verloren, ſie nur die Leibeigenen fremder Könige, meiſt franzöſiſcher ſind. Wo Sein und Wollen, Leib und Seele auseinander weichen, da tönt die Sterbglocke. Die Schweizer können nur als ein Kreis Theutſchlands glücklich ſein. Es brauchte ſich dadurch nicht das Geringſte in ihrer Verfaſſung zu ändern. Ihr Landamman wäre Reichsglied und beſuchte den Reichstag, ſie theilten Leid und Freud mit ihren Brüdern, und hätten Schutz durch ſie gegen franzöſiſchen Druck, gegen Soldatenforderungen, gegen Drohungen. Seit 10 Jahren mußte die Schweiz ſtündlich für ihr Daſein zittern — und doch wollen Sie nicht das verächtliche Joch abwerfen, wollen nicht zu den Waffen eilen, und dem Beiſpiel der Holländer, auch eines republikaniſchen Volks, nicht dem Beiſpiel ſo vieler tapfern theutſchen Gauen folgen. Wem das franzöſiſche Joch nicht ſchwer iſt, wer die Schmach der Unterjochung nicht fühlt, wer durch die Tapferkeit ſeiner Brüder nicht begeiſtert wird, wer in ſolcher Zeit träg ſein Leben anderer Schweiß und Blut ablaurt, iſt werth ein Bundsgenoß Frankreichs zu ſein, ja wer ſogar jetzt noch, nachdem Alexander der Befreier, Friedrich Wilhelm der Helfer, Franz der Entſcheider allen franzöſiſchen Einfluß vernichtet haben, wer jetzt noch mit Napoleon gegen ſeine Brüder fechten kann, der verdient auf napoleoniſche Art beſtraft zu werden — „dieſes Haus hat aufgehört zu regieren". Und fechten nicht wirklich gegen uns die Schweizer? Führen ſie nicht Krieg gegen uns? Sind ſie nicht unter Frankreichs Vermittelung, unter ſeinen Vorſchriften? Stehen ihre Soldaten nicht in franzöſiſchen Reihen? Und ſolche Menſchen pochen auf die Gerechtigkeit ihrer

aus=

ausgeſchrieenen Neutralität! Solche Menſchen geben zu verſtehen, es ſei barbariſch, ſo friedliche Leute, wie ſie wären, zu ſtören, zu zwingen, an den großen Weltbegebenheiten Theil zu nehmen! Wer keinen Theil an den Weltbegebenheiten, die um ihn vorgehen, und zwar ſo nah um ihn vorgehen, daß er ſchreien muß, nimmt, muß nicht in der Welt ſein; der mag immerhin decretieren, daß er keinen Krieg mehr führen will, aber er verbrenne dann Haus und Hof, und wandere den Helvetiern nach. Man wird ihnen nicht einen zweiten Caeſar nachſchicken.

Sind die Schweizer der Theutſchen unwürdig, ſo ſei wenigſt ihr Land ein theutſcher Kreis; es liege wenigſt der Rhein und der Bodenſee nicht voll Mauth- und Zollhüter, und ſeien ſeine Berge nicht franzöſiſche Feſtnngen gegen uns. — Doch vielleicht verſchwinden auf der allgemeinen Tagſatzung die kleinlichen, eigennützigen Plänchen mancher Cantone und Familien, vielleicht weckt ſie die Gefahr, in der doch manche Gränzorte an Frankreich ſtehen, von Franzoſen noch einmal beſucht und mißhandelt zu werden, vielleicht nimmt ſich Jomini ſeines Volks an, ruft ſie zu den Waffen, führt ſie gegen den Freiheitsräuber — hoffentlich folgen ſie ihm!

Jenſeits der Schweiz folgt die Lombardei und Piemont. Jene gehört ſchon Oeſtreich, und kann mithin durch ein Wort mit Theutſchland verbunden werden. Man braucht ja die italiäniſche Sprache nicht zu vertilgen. Mögen ſie ſie ſprechen und ſchreiben. Keine Individualität muß gewaltſam aufgehoben werden. Es empört die Gemüther, und iſt wider den theutſchen Character, der alle Verſchiedenheiten anerkennt. Wenn die Lombarden durch den großen Verkehr mit Theutſchland die Nothwendigkeit fühlen, die theutſche Sprache zu wiſſen, ſo werden

ſie ſelbe von freien Stücken lernen und Theutſche werden, ohne daß ſie es merken, ſo wie ihre Ahnen aus Theutſchen durch Erlernung der herrſchenden Sprache Italiäner geworden ſind. Sie wünſchen ja ohnehin, wieder öſtreichiſch zu werden. Wer würde nicht gern unter ſo mildem Zepter wohnen!

Die Lombarden ſind Eigenthümer des Pos. Er iſt der Fluß, der ihre Wohnſitze tränkt und ihren Ueberfluß ins Meer führt. Zur Lombardei gehört mithin alles, was zum Flußgebiet des Pos gehört. Es ſcheiden mithin die Appenninen Theutſchland wieder von Italien, wie es ehdem geweſen, laſſen ſüdlich Toscana und Ancona, vielleicht Rimini, nördlich Ravenna, Bologna, Carrara. Dieſe Länder ſind auch zum Theil ſeit den älteſten Zeiten mit Theutſchland verbunden geweſen. Zum Pogebiet gehört Piemont; es gehört aber auch dem König von Sardinien. Warum ſoll er nicht in Theutſchland Beſitzungen haben! Sardinien beſitzt in der Lombardei den theutſchen Kreis Piemont.

Das Pogebiet iſt vom Genueſiſchen, alſo vom Meer durch eine Gebirgskette geſchieden, welche an den Meeralpen anfängt, und ſich in die Appenninen fortſetzt. Um ans Meer zu kommen, muß dieſe überſchritten werden. Genua iſt der Haven der Lombardei. Die Küſte von Monaco bis Carrara iſt theutſche Küſte. So kann jede Gemeinde von Theutſchland, Frankreich und Italien auf dem nächſten Weg ans Meer kommen.

Oſtgränzen von Theutſchland vermögen wir nicht anzugeben. Es iſt da noch ſo ſehr mit den ſlaviſchen Ländern verſchmolzen, daß das Kind noch nicht von der Mutter zu unterſcheiden iſt. Natürliche Gränzen ſind allerdings auch da, aber die politiſchen ſtehen noch gar zu

ſehr entgegen, als daß wir eine Uebereinſtimmung hoffen durften.

Es hängt alles davon ab, was aus Polen wird. Bleibt Polen ein eigenes Königreich, ſo iſt es nicht zu läugnen, daß ihm das ganze Weichſelgebiet zuſteht, oder eigentlich, das Weichſelgebiet iſt Polen. Dann fällt aber ganz Preußen — das alte Königreich nehmlich — von Danzig bis Königsberg und Tilſit mit Polen zuſammen, wir müſſen von unſern theutſchen Brüdern Abſchied nehmen, und ſie Polen werden laſſen, ſo verlangt es die Gerechtigkeit, ſo die natürliche Lage der Länder; auch dürfen die Polen uns und wir ſelbſt uns keck vorwerfen: warum habt ihr Theutſche euch an den polniſchen Küſten angeſiedelt oder vielmehr euch angedrängt? Rein können wir unſere Väter nicht waſchen von der Unterjochungsſünde, gegen die wir jetzt ſo gewaltig aufgeſtanden ſind. Wenn die Polen gegen uns aufſtehen, und uns aus ihrem Land jagen, ſo thun ſie nicht mehr als was wir billigen müſſen, wenn wir nicht mit uns ſelbſt in Widerſpruch kommen wollen. Ueberdieß wurden die tapfern Lithauer, Sam-, Cur-, Livländer, oder Letten und Eſthen zu Leibeigenen gemacht, was freilich jener Zeit angemeſſen war; aber jezt ſollten unſere theutſche Brüder in dieſen Ländern bedenken, daß die Zeit der Leibeigenſchaft vorüber, und daß ſie doch nur noch zur Gnade auf fremden Boden wohnen, von dem die alten Innſaßen ſie doch einſt ſicher fortjagen werden, wenn ſie ſelbe nicht wenigſtens als gleiche Eigenthümer anerkennen wollen. Was gerecht und natürlich iſt, iſt überall gerecht und natürlich; und es geziemt dem theutſchen Charakter, daß er es auch gegen ſich ſelbſt anerkenne, und darnach thue.

Soviel iſt gewiß, Preußen und Polen ſind weder po-

litiſch noch natürlich zu trennen; aber gibt es denn kein Auskunftsmittel? Unſers Bedünkens ſehr wohl. Wenn Polen ein Königreich iſt, ſo gehört Preußen als ſeine Küſte dazu, wenn Preußen ein Königreich iſt, ſo gehört Polen als ſein Binnenland dazu — der Polenkönig iſt der natürliche Preußenkönig, und der Preußenkönig iſt der natürliche Polenkönig. Damit iſt geholfen. Polen ſei nicht vernichtet, es daure fort als eigenthümliches Königreich, deſſen König das Haus Brandenburg iſt, wie es vordem Sachſen geweſen, wie es Oeſtreich von Ungern iſt. Es bleibe eine Regierung in Warſchau, etwa mit einem Vicekönig, und Preußen werde unter dieſe Regierung geſtellt. Polen als das kleinere Land wird nach und nach ſeine Bildung von Theutſchland annehmen, und ſie ohne Widerſtreben annehmen, weil ſeine Wünſche erfüllt ſind; und im Lauf der Jahrhunderte wird es theutſch geworden ſein. Denn ohne theutſch zu werden kann Polen nicht beſtehen.

Rußland hält zwar jezt, wie billig Polen beſezt. Wir zweifeln aber, daß es Rußland behalten wird. An Polen ſelbſt iſt vor der Hand kein Gewinn, und Rußland beſizt ſoviel überflüſſige Länder, daß jeder neue Erwerb, wenigſtens nach Weſten ihm nur eine Laſt ſein kann. Seine Hauptentſchädigung, welche es aus dieſem Krieg, in dem es uns Theutſchen die Rettung gebracht hat, wird ſein lang dauernde Ruh, wozu wir ihm redlich beigetragen, freier Handel, Aufwachung ſeines Volks durch den mächtigen Anſtoß, der herrliche, kräftige Ideen in Umlauf bringen wird und ſchon gebracht hat, litterariſcher Verkehr mit Theutſchland, welches groß und mächtig ſein muß, um in den Wiſſenſchaften Großes zu leiſten, und ſeinen Nachbaren als Beiſpiel zu dienen, um im Herzen von Europa Ruhe zu erhalten durch ſeinen Sinn für Frie-

den. Rußlands Intereſſe, vorzüglich ſein geiſtiges Intereſſe, welches doch das erſte und wichtigſte und auch ſtärkſte iſt, iſt Theutſchland groß und frei zu wiſſen; damit ſich alles Große und Freie entwickeln, und auf es zurückwirken kann: denn der nächſte Verkehr mit den Ruſſen iſt mit den Theutſchen. Ueberdieß iſt Rußlands Fürſt theutſchen Geblüts, theutſchen Sinns, theutſcher Kraft, theutſchen Adels. Wir können darauf rechnen, daß beider Länder Wohl ihm gleich am Herzen liegt.

Rußland hat allerdings noch vortheilhafte Vergrößerungen zu machen, ſie liegen aber nicht gegen Theutſchland, ſie liegen, wo zu ſagen noch nicht Zeit iſt. Es wird ſie aber nicht machen, um Länder zu gewinnen, ſondern um einen Boden zu erhalten, auf dem ein Mittelpunct eigener Cultur entſtehen kann, von dem aus ſie nach allen den ungeheuren Reichen in Aſien und Europa ausſtralen kann. Griechenland meinen wir hiebei nicht, weil Griechenland ein eigener Staat ſein muß, wenn es wieder emporkommen, wenn wir wieder von ihm Vortheil, verſteht ſich Weltvortheil haben ſollen. Iſt aber dieſer Krieg geführt zur Befreiung Europas, ſo ſeien doch die armen, ſeufzenden Griechen, die mit Recht ſeit Jahrhunderten auf Rettung durch ihre chriſtliche Brüder hoffen, davon nicht ausgeſchloſſen. Jetzt hat auch ihnen die Stunde geſchlagen; wird ſie gehört, ſo ſind ſie frei — vielleicht gar ohne Krieg.

Es mag aber auch mit Polen geſchehen, was da wolle, ſo iſt gewiß, daß die Oder ſammt ihrem Gebiet zu Theutſchland gehört. Das Land der Warthe ſchickt ſeine Wäſſer in die Oder, iſt vom Land der Weichſel, dem eigentlichen Polland durch einen, obgleich unbedeutenden Gebirgszug, der bis Danzig fort geht, und auch die Netze der Oder

zuſchickt, geſchieden; die Warthländer ſind Theutſche. Hieher gehört Gneſen, Poſen, Frauſtadt, Kaliſch, Radomsk, Czenſtochau.

Von Polen an bis zum adriatiſchen Meer iſt die Gränze noch ſchwerer anzugeben, theils weil hier die Donau gar zu lang iſt, theils weil die Ungern ſich zu weit vorgeſchoben haben. Bleibt Polen von Theutſchland völlig getrennt, ſo mag das Gebirg zwiſchen der March und Wag als Fortſetzung deſſen zwiſchen der Oder und der Weichſel Mähren und Ungern bis zur Donau vor Preßburg trennen. Von Preßburg aber bis ans adriatiſche Meer hat die Natur keine Gränze machen wollen. Eine ſolche Linie würde willkürlich Flüſſe, Ebenen und Gebirgszüge durchſchneiden, auch bliebe Wien eine völlige Gränzſtadt, was für eine Hauptſtadt nicht gut iſt. Wenn man dagegen den Bakonwald zwiſchen der Rab und dem Plattenſee zur Gränze nimmt, ſo hat man einen feſten Punct gefunden, von dem aus die andern Puncte leicht zu ſuchen ſind. Grad gegenüber jenſeits der Donau, zwiſchen Ofen und Maroſch ſetzt ſich fort das Matragebirg weſtlich der Theiß, und verbindet ſo den Bakonwald mit den Karpathen unweit Leutſchau. Dieſe Gebirge liegen zwar ſchon etwas in Ungern herein; allein genau betrachtet iſt Ungern das Flußgebiet der Theiß. Die Ungern haben ebenſowenig gut gethan, das Bakon- und das gegenüberliegende Matragebirg zu überſchreiten, als die Theutſchen, als ſie in Cur- und Livland einfielen und ſich da feſt ſetzten; Theutſche wohnten ehemals bis ans Bakongebirg. Vom Bakongebirg ſcheint die Gränze zum Zuſammenfluß der Muhr mit der Drau, von da zu den Quellen der Kulp zu gehen und bei Fiume zu enden. Die iſtriſche Halbinſel entſpricht dem gegenüberliegenden Vorgebirg der Alp-

penninen bei Rimini, und verbindet ſo die Oſtgränze mit der Südgränze.

Dalmatien iſt das Küſtenland für Croatien und Ungern, Fiume iſt der Ungern Hafen, Trieſt der Oeſtreicher, Venedig der Tyroler, Baiern und Franken, Genua der Lombarden, Schweizer, Schwaben, Breisgauer und Ellſäßer. So hat jedes Land ſein Meer.

So iſt Theutſchland deutlich und rein herausgehoben aus andern Staaten, und weiß was es hat und iſt. Nördlich durchs Meer allein begränzt, ſüdlich durchs Meer und Gebirg, weſtlich ununterbrochen durch die höchſten Gebirge, öſtlich ebenfalls, jedoch mit einigen Unterbrechungen.

Theutſchlands Eintheilung.

Was aus Theutſchland werden mag, gilt im Grund völlig gleich, wenn wir nur von den Franzoſen befreit ſind; ob es einen oder hundert Fürſten habe, ob es ſo oder anders eingetheilt werde, gilt alles gleich, aber das gilt nicht gleich, ob es vor den Franzoſen ſicher iſt oder nicht. Was wir daher im Folgenden reden, bezieht ſich durchaus nicht auf Theutſchland ſelbſt, auf ſeine innere, ſchon da ſeiende oder fremde Verfaſſung — denn wir haben leider die Ueberzeugung, daß Theutſchland nicht zu helfen iſt — ſondern es bezieht ſich alles, was wir ſagen, lediglich auf die Anſtalten, welche uns vor den Franzoſen ſicher ſtellen können. Für dieſe Anſtalten muß freilich vorher ein feſter Boden geſucht werden, und daher berühren wir auch Gegenſtände, welche ſcheinbar nur in entfernter Beziehung auf Theutſchlands Unabhängigkeit ſtehen; bisweilen werden auch Gegenſtände nur berühret, weil ſie uns eben einfielen, und wir ſie der Würdigkeit werth hielten. Wie Theutſchland war, kann und ſoll es nicht mehr werden; es muß aber

anders werden, als es jezt iſt, es muß nicht bloß Theutſchland, es muß ein Land gegen Franzoſen, ein förmliches Gegenfrankreich werden. Dazu reden wir.

Eine natürliche Eintheilung von Theutſchland, ſo wie ſie bei Frankreich ſogleich ins Aug fällt, habe ich vergeblich verſucht. Wenn man Rückſicht auf die Eigenthümer der theutſchen Länder nehmen will, iſt eine natürliche Eintheilung völlig unmöglich. So iſt alles durcheinander gewickelt. Es iſt vielleicht kein Schaden für unſere Bildung und Freiheit, vielleicht ein Nutzen. Seien wir daher zufrieden mit dieſer Unabſonderbarkeit eines theutſchen Staates von andern. Wir haben deßwegen uns alle nöthig, ſuchen deßwegen bei unſern Brüdern Hülfe in der Noth und geben Hülfe. Theutſchland läßt ſich nicht vertheilen! Welch glückliches Reſultat dieſer Unterſuchungen.

Abgeſehen von allen politiſchen Gränzen ſind zweierlei Abtheilungen möglich, nach den Flußgebieten und nach den Völkern.

Die Flußgebiete geben in Theutſchland keine paſſende Abtheilung, weil unſere Flüſſe viel zu lang ſind, und ihre Nebenflüſſe ihnen meiſt parallel gehen; daher die Flußgebiete nur ſchmale Landbänder oder Landzwelen vorſtellen. Man illuminiere einmal das Gebiet der Donau, des Rheins und der Elbe, und ſogleich wird ſich die Unnatürlichkeit dieſer Vertheilung kund thun. Mit der Donau gehen parallel der Lech, die Iſer, der Inn, die Muhr, Drau und Sau. Mit dem Rhein geht parallel die Ar, der Necker, die Moſel, Maas, Schelde und Ems. Mit der Elbe geht parallel die Saale, Spree, Weſer. Nebſtdem würden Donau und Rhein den größten Theil von Theutſchland wegnehmen, ihre Gebiete große Reiche bilden, während

die der Weichſel und Elbe viel kleiner, die des Pos aber, der Oder und Weſer dagegen nur Provinzen wären. Noch wohnen an dieſen Flüſſen zu verſchiedene Völker, als daß eine Vereinigung thunlich wäre, ohne Fremdartiges zu verbinden oder Gleichartiges zu zerreißen. An der Donau wohnt nur ein Theil der Schwaben, welche ſich charakteriſtiſch in Sprache und Sitten und Kleidung von allen Einwohnern Theutſchlands unterſcheiden. Dann folgen die Baiern und Oeſtreicher, zwei ziemlich ähnliche, aber von den Schwaben ſehr abweichende Völker, Mährer, endlich die Ungern, Croaten, Servier, Wallachen ꝛc. An ein Donaureich iſt mithin nicht zu denken.

Die Völkerſchaften des Rheins weichen weniger von einander ab. Mann kann ſagen, daß die allemanniſche Mundart vom Splügen an bis zum Texel durchherrſcht. Das Allemanniſche iſt nehmlich ſeinem Grundcharakter nach übereinſtimmend mit dem Platten, ſo wie das Schwäbiſche mit dem ſogenannten Hochtheutſchen. Man irrt nicht, wenn man ſagt, das Allemanniſche ſei ein ausgebildetes Plattes, ſo wie das Hochtheutſche ein ausgebildetes Schwäbiſches. Ich kenne alle Mundarten Theutſchlands, haben alle meiſt an Ort und Stelle ſprechen hören, die eigentlich preußiſche ausgenommen, die keine beſondere Mundart ſein kann, da dort das Theutſche nicht gewachſen iſt, ſondern ſie es nur erlernt haben. Ich habe das Platte in Göttingen faſt gelernt, habe es gehört in Hannover, Bremen, Jever, Friesland, Brandenburg; ſprechen habe ich es gehört von Pommern, Meklenburgern, Holſteinern, Hamburgern, habe gehört das Halbplatte in Köln, Weſtfalen, Heſſen, das Allemanniſche bei Mainz, in der Pfalz, im Breisgau, Ellſaß, in der Schweiz. Bis Köln iſt es einerlei, ſobald aber die Berge aufhören geht es ins Platte

über, welches ſein letztes End im Holländiſchen hat. Das Flammändiſche kenn ich nicht. Der Hauptcharakter des Allemanniſchen iſt der faſt gänzliche Mangel an Doppellautern, und der häufige Gebrauch der Hülfszeitwörter. Das Schwäbiſche habe ich gehört und faſt gelernt in Schwaben ſelbſt, in Baiern, Tyrol, Franken, Thüringen, Sachſen; ſprechen habe ich es gehört von Oſtreichern, Schleſiern, Preußen, Kur- und Livländern. Es iſt alles ſchwäbiſch, alles von Schwaben gelernt, was ſich auch manche einbilden, wie eigenthümlich ihre Sprache ſei. Der Hauptcharakter iſt das Breitmachen oder Verdopeln der meiſten Selbſtlauter, und der häufige Gebrauch der einfachen Zeiten bei Zeitwörtern, welche Eigenheit man jedoch mehr bei denen bemerkt, welche das Schwäbiſche nur durch Bücher erlernt und fortgepflanzt haben, z. B. bei den Sachſen. Ungeachtet der Uebereinſtimmung der Rheinbewohner, weichen ſie doch bedeutend ab, und gehören beſondern Stämmen an. Oben wohnt der Schweizer Stamm, ein beſonderer, dann folgen die Breisgauer und Elſäßer, welche offenbar zu einem Stamm gehören und die eigentlichen Allemannen ſind, die Pfälzer weichen kaum ab, ſind auf beiden Seiten des Rheins gleich und ziehen ſich herunter bis Bonn, rechts wohnen am Neckar Schwaben, am Main Franken, links an der Moſel Lothanger. Mit Köln und Trier fängt das Platte an, bleibt ſich durch Weſtfalen und zum Theil Heſſen bis Friesland ziemlich gleich, ändert aber links ins Flammändiſche und Holländiſche, das ſogenannte Niedertheutſch ab. Am Rhein wohnen alſo auch mehre verſchiedene Stämme, die jedoch keineswegs ſo verſchieden wie die längs der Donau ſind.

An der Elbe wohnen Böhmen, Sachſen, zu denen man die Thüringer rechnen muß, Brandenburger und die

eigentlichen Niederſachſen. An der Oder Schleſier, Brandenburger, Pommern. An der Weichſel, Polen, Preußen.

Sollte Theutſchland nach ſeinen Stämmen Fürſten, Herzoge oder Könige erhalten, ſo müßten einen eigenen haben die Schweizer, Allemannen, Lotharinger, Franken, Heſſen, Weſtfälinger, Kölner?, Trierer? ꝛc., Niederländer oder Flanderer, Holländer, Friesländer; dann Lombarden, Tyroler oder Friauler, Schwaben, Baiern, Oeſtreicher, weiter Böhmen, Sachſen, Thüringer, Niederſachſen oder Saſſen, Jüten, nun Schleſier, Brandenburger, Pommern, endlich Preußen, Polen, — wären mithin etliche und zwanzig Völkerſchaften, die ſich vielleicht noch, wenn Volkſchaftsfreunde, woran nicht zu zweifeln, ſich der Eigenthümlichkeit ihres Stammes annehmen, vermehren laſſen. Vielleicht beweiſt jemand, daß noch eigene Stämme ſind Lauſitzer, Mainzer, Trierer, Kölner, Brabanter abgeſondert von den Flammändern, Hannoveraner, Mecklenburger, Holſteiner. Dieſe Vertheilung nach den Volksſtämmen wäre ohne Zweifel die vollkommenſte. Aber ſie iſt nun einmal nach unſern politiſchen Vertheilungen unmöglich, nicht weil mancher Fürſt mehren Stämmen vorſteht, ſondern weil mancher Stamm in zwei, drei oder gar an eine Menge Fürſten vertheilt iſt, wie z. B. Tyrol, Schwaben, Allemannien, Franken, Sachſen, Thüringen, Niederſachſen, Weſtfalen. Bei ſolcher Zerſplitterung iſt an keine Ordnung zu denken. Hätte jeder dieſer Stämme einen Herrn, gleichviel ob einen beſondern oder einen gemeinſchaftlichen, was könnte aus ihnen werden! Die Zerriſſenheit hemmt die Bildung. Es könnte auch jeder dieſer Stämme einen eigenen Herrn haben, die nach Umſtänden der jetzigen Politik unter einem größern ſtänden, und dieſe endlich unter dem höchſten.

Träumereien wollen wir nicht ausſprechen, ſonſt ließen ſich die Volksſtämme wohl nennen, von denen es ſcheint, als wenn die jetzige politiſche Lage ſie zu zwei, drei und mehren unter einem Fürſten vereinigen, andere dagegen nur einem Fürſten zutheilen, und ſie endlich alle unter einem oberſten Princip mittel- oder unmittelbar vereinigen wollte. Durch Austauſchungen könnte manches ausgeglichen werden. Wenn z. B. Baden das Elſaß bekäme, um alle Allemannier zu vereinigen und beide Ufer des Rheinſtroms zu haben, ſo könnte es Schwaben abtreten, wenn Würtenberg ganz Schwaben bekäme, könnte es ſeine fränkiſche Beſitzungen ablaſſen; Baiern könnte den fränkiſchen Kreis ganz bekommen, und ihn durch einen Statthalter verwalten laſſen. Bekäm Darmſtadt Weſtfalen, ſo könnte es ſeine Beſitzungen in Allemannien abgeben. Bis hieher ſind die Völkergränzen ſtreng zu ziehen; im nördlichen Theutſchland aber iſt es uns ſchwerer, ſolche Austauſchungen anzugeben, weil ſich die Stämme nicht ſo rein erhalten haben, wie im ſüdlichen.

Wir geben noch andere Abtheilungen an. Die eigentlich platttheutſchen Stämme laſſen ſich von den andern abſondern durch eine Linie vom nördlichen End Schleſiens an durch daſſelbe End von Sachſen, Thüringen, Heſſen bis Bonn und von da bis zur Nordgränze Lotharingens. Was nördlich dieſer Linie liegt iſt platttheutſch. Südlich iſt hochtheutſch, weſtlich das Allemanniſche, öſtlich das Schwäbiſche. Mit jener Linie läuft etwas ſüdlicher eine Naturgränze parallel, welche Nord- von Südtheutſchland trennt. Sie iſt durch ununterbrochene Gebirgsketten bezeichnet und durch das Aufhören des Rebſtocks, und geht von den Karpathen durchs Rieſengebirg, ſächſiſche Erzgebirg, den thüringer Wald, die Rhön, die Höh auf den

Weſterwald, ins Siebengebirg, ſpringt unter Koblenz bei Bonn über den Rhein zum Eifelgebirg, läuft nördlich oder weſtlich der Moſel hinauf über Lützelburg (Luxenburg) gegen Wehrdun und Chalons, und ſchließt ſich an die Ardennen oder Waſegen. Durch dieſe Linie wird kein Volksſtamm durchſchnitten. Nördlich liegen an ihr Schleſien, Lauſitz, Sachſen, Thüringen, Heſſen, Köln, Namur, Hennegau, Brabant; ſüdlich Mähren, Böhmen, Franken, Weſtfalen, Trier, Pfalz, Lotharingen. Hier wächst noch nach der ganzen Gebirgskette guter, berühmter Wein, dort vorzüglich Getreid. Dieſe Linie ſollte bei politiſchem Beſitz nie überſchritten, und bei Vertheilung der ehemals theutſchen Länder oder Kreiſe ſollte darauf Rückſicht genommen werden. So wird die Lombardei, die Schweiz, das Ellſaß, Lotharingen, Weſtfalen, Trier ſüdlichen, Köln, Brabant, Holland nördlichen Staaten zufallen oder verbündet werden, und zwar immer ſo, daß ein Fürſt beide Rheinufer beſitzt, wodurch unzählige Zänkereien, Neckereien, Abgaben vermieden werden, und vorzüglich Nachbarnfeindſchaft.

Daß ein Fürſt das ganze Rheingebiet beſitze, davor hüte er ſich. Der Rheinfürſt kann Frankreich nicht die Stange halten, und würde bald von ſeinem Landriemen verjagt ſein: denn er hat zu lange Gränzen zu decken bei zu geringer Tiefe, oder ein hagerer Leib iſt ſeiner ganzen Länge nach bloß. Das Eindringen in ſein Land wäre eben ſo ſchwer zu verwehren, als der Uebergang über einen Strom; ein Marſch von wenigen Tagen trennte den ſüdlichen vom nördlichen Theil, und eine Wendung rechts oder links vernichte das ſüdliche oder nördliche Heer, eh die andern da wären, oder ohne daß eine franzöſiſche Armee könnte im Rücken bedroht werden.

Gleicher Gefahr wäre auch der Rheinfürſt ausgeſetzt, wenn er noch größere Länder auf einem Flügel hinter ſich hätte, wie es z. B. mit Oeſtreich und Preußen der Fall iſt. Jener Staat könnte nicht hindern, das das nördliche Rheingebiet, dieſer nicht, daß das ſüdliche abgeriſſen würde.

Noch viel ſchlimmer würden einzele kleine Staaten am Rhein ſitzen. Ein Herzog von Lotharingen, vom Ellſaß, von Zweibrücken, Mainz, Trier, Namur, Brabant, Flandern ꝛc. würde in ſoviel Wochen das Loos ziehen, wozu den vorigen Jahre vergönnt waren. Wie ſollten ſie der franzöſiſchen Ländersucht Widerſtand leiſten, wie könnte man verlangen, daß wegen ihnen die andern theutſchen Staaten beſtändig auf den Beinen ſein ſollten. Ueberhaupt muß der, welcher an Frankreichs Gränze will, ganz auf eigenen Beinen ſich Frankreich widerſetzen können, und von ſeinen theutſchen Brüdern nur Hülfe, aber nicht mehr erwarten — nicht ſelten wird er dieſe nicht einmal bekommen: denn die Lehren unſerer ſchrecklichen und heiligen Zeit, unſer frommer, tapferer Gemeingeiſt ſind in unſern Kindern ſchon wieder erſtorben, wenn nicht durch eigens dahin zielende Einrichtungen ſie, nicht als Gedächtnißwerk erhalten, ſondern als Charakter einerzogen werden, wozu wir uns in der Folge Winke erlauben.

Vier Sätze gehen nun aus unſern Betrachtungen und Ueberlegungen hervor.

1. Im Rheingebiet können ſich keine kleine Fürſten, die nur Volksſtämmen vorſtänden, halten.
2. Im Rheingebiet kann ſich auch kein einzeler Rheinfürſt halten, wenn er auch alles Land von der Schweiz bis Holland, beide eingeſchloſſen, beſäße.
3. Ein ſolcher Rheinfürſt kann auch die Franzoſen nicht abhalten, wenn er rückwärts noch große Beſitzungen,

aber nur in einzelen Strichen, auf den Flügeln oder in der Mitte, kurz wenn er nicht ganz Theutſchland beſäße.

4. Es können nur diejenigen Staaten Frankreich widerſtehen, welche mit dem Kopf an es gränzen und einen langen Leib haben, oder welche ihm eine ſchmale Gränze bieten bei einer großen, von Frankreich abſtehenden Tiefe. Die Macht gegen Frankreich muß in ſenkrechten Ländern auf ihm ſtehen, alſo in Ländern welche ſich von Weſten nach Oſten ziehen, wie Oeſtreich und Preußen.

In Hinſicht auf Strategie und vielleicht auf Billigkeit ſcheint es vortheilhaft zu ſein, wenn drei ſolche ſenkrechte Länder auf Frankreich ſtießen. Das mittle wäre gleichſam der Ritter, die zwei ſeitlichen die Knappen (Secundanten). In dieſem Fall würde der nördliche Landriemen beſtehen aus Brabant, Holland, Köln, Friesland, Niederſachſen, Jütland, Brandenburg, Preußen, Polen. Ich wiederhole nicht das ſchon oft Ausgeſprochene, daß es nicht nöthig iſt, daß dieſe Landſchaften nur einen Herrn haben, jede kann einen eigenen haben, nur müſſen ſie alle unter einem höhern zu einem Staat vereinigt ſtehen. Der ſüdliche Riemen beſtände aus der Schweiz, Lombardei, dem Littorale oder Illyrien, Oeſtreich, der mittle aus Lotharingen, Allemanien, Schwaben, Franken, Baiern, Böhmen, Mähren.

Dieſer Vertheilung ſteht aber vieles entgegen; vorzüglich die jetzt beſtehende politiſche Vertheilung und der Mangel eines Meers beim Mittelland. Es iſt auch durch politiſchen Einfluß, durch Gebirgsketten, faſt durch Sprache und leider Religion Theutſchland von Weſten nach Oſten in zwei Hälften in nördliche und ſüdliche ſo geſchie-

den, daß man dieſe Scheidung in jeder Hinſicht natürlich nennen kann. — — —

Wir glauben, daß mit Vorbehalt einiger Abänderungen, die erſt nach genauer Unterſuchung, welche man auf dem Zimmer nicht anſtellen kann, Theutſchland am füglichſten in folgende 37 Kreiſe abgetheilt werden könnte. Es iſt dabei berückſichtiget 1) daß jeder Kreis beide Flußufer beſitzt, was für den Verkehr durchaus nothwendig iſt, 2) daß ein Volksſtamm wo möglich nicht zerriſſen wird, 3) daß ſelbſt der jetzige politiſche Beſitz damit einigermaßen übereinſtimmt, was freilich, wie leicht zu ermeſſen, nicht überall möglich iſt.

a. Pogebiet.

1. Pokreis, Piemont; enthält das Gebiet des Pos und der Seſia, zieht ſich zur Küſte weſtlich von Genua, ſchließt alſo dieſes aus. Hauptſtadt Turin und Univerſität, Hafen Savona.

2. Addakreis, eigentliche Lombardei; das übrige Pogebiet bis an das des Oglio ausſchließlich, ſüdlich das Parmagebiet. H. Mailand, Univ. Pavia, H. Genua.

3. Ogliokreis; übriges Pogeb. bis an die Appenninen bei Carara und Rimini. H. Mantua, Univ. Bologna, H. Ravenna und Spezzia.

4. Etſchkreis; Etſchgebiet bis Piavegeb. einſchließlich. H. und H. Venedig, Univ. Padua.

b. Donaugebiet.

5. Donaukreis, Schwaben; bis Lech- und Wernitzgeb. einſchließlich, das Neckargeb. bis zu ſeinem Durchbruch durch den Schwarzwald bei Neckarelz. H. Ulm, Univ. Tübingen.

6. Innkreis, Baiern; bis Inn- Nab- und Regengeb. einſchließlich. H. Regensburg, U. Landshut, Innsbruck, Salzburg.

7. Enskreis, Oeſtreich; bis Leitha- und Marchgeb. ausſchließlich. H. Wien und U.

8. Marchkreis, Mähren; March- und Leithageb. H. Ollmütz oder Presburg.

9. Raabkreis, Pannonien; Rab- und Waggeb. bis Bakon- und Matragebirg. H. Raab oder Gran.

10. Muhrkreis, Steiermark; bis Einfall der Muhr in die Drau. H. Grätz.

11. Draukreis, Kärnthen; ebenſoweit. H. und U. Klagenfurt.

12. Saukreis, Krain; H. Laibach, H. Trieſt.

c. Rheingebiet.

13. Aarkreis, Schweiz; Rheingeb. (auch das rechte Ufer) bis Aargeb. einſchließlich, Rhongeb. bis an den Jura. H. Zürich, U. Bern.

14. Rheinkreis, Allemannien; Elſaß, Breisgau, Baſel, Baden, Pfalz, Darmſtadt, Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, Hanau, Aſchaffenburg. Fängt am Aar- und Wutachgeb. ausſchließlich an, geht bis ans Nah- und Lahngeb. ausſchließlich bis an den Speſſart und Odenwald. H. Straßburg, U. Baſel, Freiburg, Straßburg, Heidelberg, Mainz, Aſchaffenburg.

15. Mainkreis, Franken; Maingeb. bis herunter an Speſſart und Odenwald. H. und U. Würzburg, U. Bamberg, Erlangen.

16. Moſelkreis, Lotharingen; Saargeb., Moſelgeb. bis zum Einfall der Saar, Maasgeb. bis unter Verdun. Die natürlichen Gränzen ſind mir nicht recht bekannt. H. Nanzig, U. Nanzig oder Maasbrück Pont à Mousson).

17. Lahnkreis, Weſtfalen; übriges Moſelgeb., Nahgeb., Lahn- und Sieggeb. H. Koblenz, U. Marburg, Gießen, Bonn.

18. Iſſelkreis, Holland; folgendes Rheingebiet, Mündungen der Waal, des Rheins und der Iſſel bis ans Vechtegeb. einſchließlich, oder bis an Friesland. H. und H. Amſterdam, U. Köln, Duisburg, Leiden. (Holland iſt in der Charte verſetzt).

19. Maaskreis, folgendes Maasgeb., Samber-, Urthgeb. bis Ausfluß ins Meer. H. Aachen, U. Löwen.

20. Scheldkreis, Flandern; Scheldegeb. bis unter Bergen op Zoom, und weſtlich ans Meer. H. Brüſſel, H. Antdorf.

d. Emsgebiet.

21. Emskreis, Friesland; Emsgeb. bis Vechtegeb. H. und H. Emden, U. Münſter, Gröningen.

e. Weſergebiet.

22. Fuldkreis, Heſſen; Fuld- und Werrageb. bis zu ihrem Zuſammenfluß. H. Kaſſel.

23. Weſerkreis; Weſergeb. H. Hannover, H. Bremen, U. Göttingen, Helmſtädt, Rinteln.

f. Elbgebiet.

24. Moldaukreis, Böhmen; Elbgeb. bis Erzgebirg. H. und U. Prag.

25. Elbkreis, Sachſen; folgendes Elbgeb., Saalgeb. H. und U. Leipzig, U. Jena, Erfurt, Halle, Wittenberg.

26. Spreekreis, Brandenburg; folgendes Elbgeb. bis Havelgeb. einſchließlich. H. und U. Berlin.

27. Stecknitzkreis, Saſſen; folgendes Elbgeb., Eidergeb. bis Penegeb. ausſchließlich. H. nnd H. Hamburg, U. Kiel, Roſtock.

28. Beltkreis, Jütland; vom Eidergeb. bis an den großen Belt. H. Wiborg.

g. Odergebiet.

29. Oderkreis, Schleſien; Odergeb. bis unter den Einfluß der Neiße. H. und U. Breslau.

30. Warthkreis; bis gegen Poſen. H. Kaliſch.

31. Netzkreis; folgendes Odergeb. bis Fühngeb. einſchließlich. H. und U. Frankfurt.

32. Ihnkreis, Pommern; folgendes Odergeb., Penegeb. bis Lobegeb. H. Stettin, H. Stralſund, U. Greifswald.

h. Weichſelgebiet.

33. Weichſelkreis; Weichſelgeb. bis Sangeb. H. und U. Krakau.

34. Pilitzkreis; folgendes Weichſelgeb. nebſt San- und Pilitzageb. bis Vieperzgeb. einſchließlich. H. Sandomir.

35. Bugkreis; Buggeb. bis unter Breczc. H. und U. Lemberg.

36. Narevkreis; Narevgeb., folgendes vom Bug- und Weichſelgeb. bis unter Blosk. H. Warſchau.

37. Pregelkreis, Preußen; übriges Weichſelgeb. bis Pregelgeb. einſchließlich. H. Danzig, U. Königsberg.

Wenn ein Land vollſtändig ſein ſoll, ſo muß es ſeine Flüſſe ganz beſitzen, und es wäre daher zu wünſchen, daß das ganze Donaugebiet zu Theutſchland gehörte, was vielleicht durch gewiſſe Uebereinkünfte nicht unmöglich wäre. Griechenland vom Balkan- oder Hämusgebirg an bleibe ein Reich für ſich. Es würden dann noch folgende Kreiſe gemacht werden können.

a. Unnakreis, Dalmatien oder Kroatien; bis ans Meer. H. Karlſtadt, H. Zeng.

b. Bosnakreis, Bosnien; bis ans Meer. H. Saraio, H. Zara.

c. Morawakreis, Servien; bis ans Meer. H. Belgrad, H. Raguſa.

d. Sarwitzkreis; H. und U. Ofen.

e. Theißkreis; Urſprung der Theiß bis Zolnok. H. Tokai.

f. Maroſchkreis; H. Weißenburg.

g. Alutakreis, Walachei; H. Nikopel.

h. Serethkreis, Bulgarien; H. Siliſtria.

i. Pruthkreis, Moldau; bis ans ſchwarze Meer. H. Jaſſy, H. Kilia. Dieſe drei letzten Kreiſe můſſen ſich ſůdlich bis an den Håmus erſtrecken. Manche dieſer Kreiſe laſſen ſich theilen.

Theutſcher Kaiſer.

Damit iſt uns aber noch nicht geholfen. Auch eine allein von dieſen Måchten, den Pfeilern des theutſchen Staatsgebåudes, kőnnte nach und nach von den emſigen Franzoſen untergraben werden, wenn die andern Theutſchen ſie nicht vertrieben. Darum ſchon, und dieſes iſt einer der ſchwåchſten Grůnde, darum iſt ein Oberhaupt ůber alle theutſche Ståmme nőthig, welches ſie bei Gefahr nicht bloß zuſammen ruft — denn manche mőchten rufen laſſen, wie uns leider traurige alte und junge Beiſpiele lehren — der ſie zuſammenfůhrt, dem ſie alle ohne weitere Unterſuchung oder Vorſtellung, ſobald von Krieg die Rede iſt, gehorchen můſſen, dem ſie auf militåriſche Art gehorchen můſſen. Dann iſt ein Oberhaupt dringend nőthig, um einen Charakter zu erhalten. Unſere Schriftſteller mőgen prahlen, wie ſie wollen, mőgen aus Tacitus und Cåſar die Vortrefflichkeit der alten Theutſchen beweiſen, ſie werden nichts fůr die Neutheutſchen begrůnden. Wir haben einmal keinen Volks-

charakter, konnten nie einen bekommen, und werden nie einen bekommen, ſolang wir zerriſſen ſind, wie wir ſind, ſolang Jeder Herr, ſolang jedes Städtchen und Ländchen ein eigenes Volk ſein will. Geſtehen wir doch, daß wir keinen Charakter haben, und ſchämen wir uns deſſen; ſo werden wir doch das dringende Bedürfniß fühlen, daß wir einen haben müſſen; darüber ſind wir alle einig, daß wir nur einen bekommen, wenn wir ein ungetheiltes Volk ſind, und daß wir dieſes nur ſind, wenn wir ein einziges Oberhaupt haben. Dieſes Oberhaupt der theutſchen Macht (nicht der Geſetze, der Bildung, der Anſtalten, der Religion) iſt der Kaiſer.

Es gibt ferner gewiſſe Verhältniſſe, welche allen theutſchen Stämmen gemeinſchaftlich ſind, und wobei dieſer oder jener Stamm beeinträchtiget wird, wenn ſie nicht gemeinſchaftlich zugeſichert werden, wovon nachher. Dieſe gemeinſchaftlichen Verhältniſſe ſind mithin Verhältniſſe des ganzen Reichs. Alle Stämme bilden in dieſer Hinſicht ein einziges Reich, und geben ihre beſondere Anſprüche dem Kaiſer in Verwahrung.

Unſer Kaiſer ſei ein Militärkaiſer; d. h., er allein habe das Recht und mithin auch die Macht, die Truppen zu halten, zu ſammeln, Krieg abzuwehren oder zu beſchließen. Es gebe nur Reichsſoldaten, keine Fürſtenſoldaten: denn was vermögen Fürſtenſoldaten gegen feindlichen Anfall? Auch wird die Zeit wieder politiſche Verhältniſſe herbeiführen, wo einzele Völkerſtämme dem Kaiſer, iſt er in Noth, nicht gehorchen, und haben ſie eigene Soldaten, wohl ſie gegen ihn ſchicken — und dann iſt ja Theutſchland wieder wo es geweſen! Wozu alſo das Blut ſo vieler edlen, gebildeten Theutſchen! Wozu, wenn durch ſolche ſchmerzliche, fürchterliche Opfer nur das

erobert werden ſoll, gegen das wir jetzt dieſe Opfer bringen!

Iſt der einzele Fürſt die Sorge für die bewaffnete Macht los, ſo kann und wird er auf nichts als aufs Wohl ſeines Landes bedacht ſein, auf Vervollkommnung der Geſetzgebung, der Verwaltung, der Bildung, der Lehranſtalten, der öffentlichen Freude, Spiele, der Liebe zwiſchen Volk und Fürſt. Eroberungsträume beunruhigen ſeinen Schlaf nicht, auch nicht der Wunſch vom Kaiſer abzufallen, dem er ſeine Ruhe, ſeine Sicherheit verdankt, indem er ihm das ſchwierigſte Geſchäft, die Vertheidigung des Landes abgenommen.

Reichswehrmänner.

Das Reich oder der Kaiſer muß daher durch ganz Theutſchland Militärämter haben, in denen die Einwohner, nicht die Truppen, denn deren brauchen wir während des Friedens außer der Policei keine — ſonntäglich zuſammenberufen und in und um den Gemeindſchanzen in den Waffen geübt werden. Jeder iſt verbunden, ſich drei Jahr lang zu dieſen Uebungen zu ſtellen in den Jahren von 16 bis 30. Hat er ausgelernt, ſo treten andere an ſeine Stelle. Man muß daher die Uebenden nicht auf eine gewiſſe Zahl beſchränken, ſonſt entſteht wieder der ſo gehaßte Soldatenſtand, ſondern es üben ſich; ſoviel es eben jedes Jahr gibt.

Stehende Truppen, oder ſolche, deren lebenslängliches Handwerk die Waffenkunſt iſt, ſind nur diejenigen, welche ſich mit der Waffenübung des Volkes beſchäftigen, die Kriegslehrer die Geſchütz- und Schanzkundigen. Der Kaiſer unterhält eine Anzahl Officiere, Ingeniere und Artilleriſten.

Ein Land, deſſen Jugend von drei Jahren ein Heer von der vorn angegebenen Stärke, alſo von etwa 25000 Mann beträgt, iſt ein Heerbann, und hat einen kaiſerlichen Verwalter; der Ort ſeines Sitzes iſt ein kaiſerlicher Ort, eine Reichsſtadt. Wenn zwei Millionen Menſchen einen Heerbann ſtellen, und Theutſchland 30 Millionen hat, ſo würden 15 Heerbanne (375000 Mann) herauskommen, und mithin nur 15 Reichsſtädte dadurch entſtehen, welches für die gehörige Wirkung der kaiſerlichen Macht, und vorzüglich für die Anhänglichkeit der Volksſtämme an den Kaiſer, welche einzig durch kaiſerliche Unterthanen, die unter allen Theutſchen zerſtreut leben, erhalten werden kann, und ohne die der Kaiſer als läſtige, von Unverſtand oder der Herrſchſucht unnöthige, ja wohl gar fremde Macht dargeſtellt wird, viel zu wenig iſt. Abfälle über Abfälle würden erfolgen, Brüder würden bald wieder das Schwert gegen Brüder ziehen — der Grund, warum wir hinter andern Völkern ſo zurückgeblieben ſind.

Iſt es nöthig, daß der Landſturm aufgeboten wird, ſo ruft allein der Kaiſer. Es ſei in allen Ländern nur einerlei Landſturmordnung; denn die geringſte Verſchiedenheit würde ein Volk vor dem andern zu begünſtigen ſcheinen. Daher muß dieſe Ordnung vom Kaiſer ausgehen.

Der Kaiſer allein gibt Ehrenzeichen, er allein ordnet Siegesfeſte an, er allein läßt im Krieg beten, er allein ſorgt dafür, daß die Namen der Krieger auf die Nachwelt kommen.

Der Kaiſer allein ſchickt und empfängt Geſandte; denn er allein hat ja mit dem Ausland zu thun. Wozu ſollen Reichsfürſten Geſandte halten? Um das Geld aus'm Land zu ſchleppen, das ſie wieder durch klägliche Einſchränkung der Bürgerfreiheit, durch Verbote zu Reiſen, auswärts

zu wohnen, auszuwandern ꝛc. im Land behalten wollen, um an fremden Häfen Kabalen gegen den Kaiſer anzuzetteln, um Ligen, Unionen, Bünde, Garantieen, Kartelle ꝛc. zu ſchließen gegen die Reichsſicherheit, — oder gar um zu prahlen, wovon leider manche theutſche Fürſten eben ſo wenig frei ſind, als die Theutſchen überhaupt.

Reichsorte.

Das Reich muß ſoviele Reichsorte oder Reichsunterthanen haben, daß es überall vorgeſtellt wird, daß des Kaiſers Lob überall erſchalle, überall die Liebe zu ihm hervorſtrale, überall die Hoffnung und der Dank für die Erhaltung des Daſeins, für Freuden, ſich auf ihn bezieht. Den Fürſten danken die Völkerſchaften Milde, weiſe Einrichtungen, freien Gebrauch ihrer leiblichen und geiſtigen Kräfte. Heerbanne ſeien daher ſoviel, als Völkerſtämme, und mithin ſoviele kaiſerliche Heerſtädte. Jede Feſtung ſei eine Reichsfeſtung; verſteht ſich wohl von ſelbſt; wie auch, daß jede Gemeindſchanze, ſammt dem Boden, den ihr Geſchütz beſtreicht, kaiſerlich iſt.

Jede bedeutende Handels- oder Fabrik- oder Künſtlerſtadt ſei Reichsſtadt. Wenn Rom in Theutſchland läge, müßte es als Künſtlerſtadt eine Reichsſtadt ſein. Ausgenommen ſeien Reſidenzen oder Hauptſtädte oer Stämme und Univerſitäten: weil das über einen Leiſten Schlagen der Univerſitäten und der Wiſſenſchaften ihr Untergang iſt, als welche eben nur beſtehen, in den vielartigen Ausbildungen ihrer Zweige, Blätt r und Blühten. Daher es auch ſo ſchlecht um diejenigen Lehranſtalten ſteht, von denen ihre Curatoren ſich einbilden, ſie ſeien da, um zu wachen, daß nur gelehrt werde, was in ihr Syſtem paßt, und nicht da, um zu

befördern, daß alles gelehrt werde, was nur immer aus eines Menſchen Kopf kommen mag: denn durch Verwirrungen wird man früher auf die rechte Bahn geleitet, als durch einſeitige Abpfählung eines Weges, deſſen Richtigkeit doch auch nicht mehr als ein Menſch anerkannt hat, und der wahrſcheinlich der unrichtige iſt, weil er von einem Menſchen herrührt, der ſich einbildet, es ſei nur der ſeine, eine der richtige.

Kaiſerlich müßten ferner ſein alle Ritterſchlöſſer und alle Rittergüter, kurz alle untrennbare Beſitzungen, ſie mögen gehören, wem ſie wollen. Dadurch entſteht eine zahlreiche Reichsritterſchaft, welche in jeder Hinſicht die erſte Stütze des Kaiſers iſt. Die Reichsritter ſind gleichſam des Kaiſers Volk oder Unterthanen, ſeine Landſaßen, weil er eigentlich kein Land hat. Daß dieſe Reichsritterſchaft eine eigene Einrichtung haben muß, daß ſie ein Orden für den Kaiſer iſt, braucht nicht erinnert zu werden.

Kaiſerlich oder dem ſogenannten Reich ſind ferner alle Päſſe, alle Straßen ins Ausland, alle Einfuhrgelder. Niemand als das Reich hat Mauthen, und nirgends ſeien ſie als an den Reichsgränzen. Daraus und aus den Abgaben der Reichsritter und -Städte werden die Reichstruppen, welche beſtändig zum Unterricht nöthig ſind, erhalten. Der Kaiſer lebt von Staatsgütern.

Reichsland werde ferner augenblicklich jedes Land, deſſen Fürſt ſich gegen den Kaiſer auflehnt, oder der mit irgend einem fremden Land irgend ein Bündniß ſchließt, oder nur einen Geſandten hinſchickt. Solcher Fürſt werde augenblicklich von Hof und Land gejagt, und das Land beſitze der jedesmalige Kaiſer als Reichsland, und verſchenke es nie mehr erblich.

Die Poſt ſei eine Reichsanſtalt, werde einem Reichspoſtmeiſter übergeben, und nicht als Finanzquelle benutzt, wodurch aller Verkehr und alle Bildung gehemmt wird. Unſer jetziges Poſtweſen iſt theils wegen dem unverhältnißmäßig hohen Porto, theils weil alle Paar Stunden wieder ein anderes Poſtweſen, oder Taxe, oder Gericht, oder Einrichtung, oder Wägen erſcheinen zu einer wahren chineſiſchen Mauer für Reiſen und Litteratur und Freundſchaft, mithin Bildung geworden. Wer ſeinen Freunden nicht einmal mehr nach Herzensluſt einen Brief ſchreiben darf, weil er ſich oder jenem dieſes Vergnügen durch das hohe Porto verbittert, wer einem andern Gelehrten nicht mehr ſeine Entdeckungen mittheilen kann, der geht für die gebildete und gelehrte Welt verloren, und mit dieſem wird endlich das Volk ſtupid.

Geld prägen muß nur der Kaiſer können. Uebereinſtimmung im Münzfuß iſt gewiß die größte Wohlthat eines Landes. Bergwerke mag haben wer will.

Bei genauer Durchmuſterung wird ſich noch manches finden, welches Reichsanſtalt ſein ſollte. Vielleicht zum großen Nutzen Straßenbau, Flußbau, Schiffahrt, Salzverkauf. Das Salz, ein ſo nothwendiges Verdauungsmittel kommt bei manchen Volksſtämmen gar nicht vor. Es wird daher für ſie ein großer Vortheil ſein, wenn das Salz allen ein gemeinſchaftliches Eigenthum iſt.

Auf dieſe Art erſtreckt ſich das Reich durch alle theutſche Länder, wirkt in allen Volksſtämmen und kehrt ihre Blicke auf Den, der uns Einheit gibt, und durch ſie Stärke, Bildung, Lebensluſt, Lebensgenuß. Unter ſeinem Schutz können auch kleine Fürſten für das Wohl ihrer Unterthanen leben, für ſich leben, ohne Beſorgniſſe für Fortdauer.

Wer Kaiſer werden wird? Der es ſchon iſt, der es immer war, und nie aufgehört hat, es zu ſein. Das iſt doch wohl ausgemacht, daß vier Reichsfürſten und ein Franzos nicht im Stande ſind, das Reich aufzulöſen, und die Kaiſerwürde abzuſchaffen. Franz der Entſcheider, Franz der Milde iſt unſer Kaiſer!

Hauptſtadt des Reichs.

Des theutſchen Reichs Mittelpunkt iſt Bamberg, eine Stadt, die in Hinſicht auf Menſchen, Lage und Umgebung einzig zur Hauptſtadt Theutſchlands geeignet iſt. Ein herrlicher Berg erhebt ſich hinter ihr voll Reben, zu ei-einer Feſtung geeignet, ein ſchiffbarer Fluß ſtrömt durch eine weite Ebene, die ſich nach drei Seiten ausbreitet, ſie kann für Millionen Einwohner Häuſer aufnehmen, und dieſe Ebene iſt in größerer und kleinerer Ferne von vielförmigen Bergen und Wäldern umgränzt, die Bamberg zur ſchönſten Landſchaft Theutſchlands machen; von dem frohen, gebildeten, anſpruchloſen Sinn der Einwohner nicht zu reden, worauf es jedoch auch ankommt bei einer Hauptſtadt, von der der Ton ins ganze Land ausgeht.

Ich kenne die Vortheile hinlänglich, welche viele Reſidenzen für ein Land haben, indem viele Sammelplätze für Gebildete ſind, von denen aus Bildung in ihre Umgebungen ausſtrömt, und dadurch alle Theile des Reichs gleiche Fortſchritte machen, indem der Kunſt und den Wiſſenſchaften viele Freiſtätten, viele Märkte eröffnet werden, ohne welche ſie nicht gedeihen können: denn Künſte und Wiſſenſchaften müſſen nicht taglöhnerartig ſondern fürſtlich belohnt werden; wenn die Kunſt nach dem Brod geht, geht ſie zum Grabe — indem viele Univerſitäten errichtet werden oder bleiben, und daher viele Gelehrte eines Faches zer-

ſtreut in Theutſchland emporkommen, wodurch Manchfaltigkeit und Mittheilung der Ideen befördert und gleichförmige Bildung des Volks in allen Theilen des Reichs bewirkt wird; während in einem Land, wo immer eine Reſidenz oder Hauptſtadt iſt, wie in Frankreich alle Gelehrte und Gebildete daſelbſt zuſammen ſtrömen, ihrer alſo weniger ſein müſſen, und das übrige Land, die ſogenannten Provinzen in der Unwiſſenheit oder wenigſtens ohne berühmte Männer bleiben, wodurch Aufgeblaſenheit der Hauptſtädter und Sklavenſinn der Provincialen die Folgen ſind — ich kenne dieſe Vortheile und Nachtheile, aber dennoch muß ich für ein Reich eine bleibende Hauptſtadt als ein nothwendiges Erforderniß zur Erhaltung der Einheit, der Vaterlandsliebe anſehn. Wechſelt der Sitz des Kaiſers oft, ſo hält ihn das Volk für ein veränderliches, nicht weſentliches, ſich um ſein Wohl wenig bekümmerndes Ding. Bleibt ein Ort immer die Kaiſerſtadt, ſo wird dieſe das Augenmerk des Volks, und es ſcheint ihm keine Veränderung vorzugehen, wenn ein anderer Kaiſer in ſie zieht. Aus ähnlichen Gründen muß die Kaiſerſtadt in der Mitte von Theutſchland ſein. Iſt ſie zu entfernt, ſo wird der Kaiſer ſeinem Volk zu fremd, es vergißt ihn zuletzt ganz, da es ſeinen Fürſten in der Nähe faſt täglich ſieht oder doch fühlt, von ihm hört, und es in der Natur der Sache und in der Geſchichte liegt, daß man ſich bemüht, dem Volk über ſeinem nächſten Fürſten den entfernten Kaiſer vergeſſen zu machen. Wer daher Kaiſer wird, ſollte die Reſidenz ſeines Volksſtammes verlaſſen, und im Herzen von Theutſchland wohnen. Das fordert ſeine eigene Politik. Auch dieſes hat die Geſchichte bewieſen. Bleibt er zu Haus wohnen, ſo ſieht man ihn als einen fremden Herrn an, der ſich aus fremden Landen herein in die theutſchen Angelegenheiten miſcht.

Einrichtung.

Die Einrichtung der Staaten macht ſich gewöhnlich nach und nach von ſelbſt, ſo wie es Noth und Fortſchreiten erheiſchen. Das Beſte wäre daher, man fienge einen Staat einzurichten damit an, daß man ihm alles abnähme, was ihm Fremdes und Willkürliches angezwängt worden iſt, d. h. mit einem Wort: man hebe alle **Verbote** und **Erlaubniſſe** auf, wodurch das Leben der Menſchen verklauſulirt iſt, mache das Volk zu einer Tabula rasa, und gebe ihm nur ſoviel Geſetze, als es eben braucht, um ein Volk zu ſein, und um einen Stock zu haben, an den ſich andere Geſetze anfügen. Unſere jetzigen Staaten hangen ſo voll Geſetze oder vielmehr Verbote und Erlaubniſſe, daß ſie darunter brechen müſſen. Kein Bürger kann einen Schritt thun, ohne zuvor zu überlegen, ob der auch wohl erlaubt oder verboten iſt: denn für alles ſind nur Erlaubniſſe da und Verbote, nirgends Freiheit. Was kann aus einer ſolchen Menſchenmaſchine herauskommen! In den Zeiten der Noth ſoll ſie ſich dennoch frei bewegen, obſchon ſie es nie gelernt hat, obſchon man ihr jede Bewegung vorzeichnet und ſie ſelbſt ſo geformt hat, daß ſie keine andere machen kann. Man ſagt freilich, Geſetze müſſen ſein, um dem Menſchen Sicherheit zu geben: allerdings, aber wenn ein Deſpot morgen einen erſchießen laſſen will, ſo gibt er heut ein Geſetz, und morgen iſt der bravſte Bürger nach dem Geſetz erſchoſſen. Geht denn dieſes nicht täglich vor unſern Augen vor? Die ſchlimmſten Geſetze ſind die, welche den Verkehr hemmen, welche jedem Schritt einen Schlagbaum vorwerfen, jedes Felleiſen durchwühlen, jeden Nebenweg belauren. Es gibt bekanntlich keinen größern Reiz, als denjenigen zu übertöpeln, der Prätenſionen macht, von denen man glaubt, daß er keine Befug-

dazu habe. Daher kommt es, daß weder Galere noch Tod die Contrebandiers aus der Mode bringen, ſie vielmehr immer kecker werden, je ſchärfer oder unverſchämter die ſogenannten Geſetze werden. Frankreich hat uns in der letzten Zeit das ſchreckliche Beiſpiel eines Staats gezeigt, der gar keine Geſetze, nicht einmal Verbote, ſondern nur Erlaubniſſe hatte. Alles war verboten, was nicht erlaubt war. Es hieß nicht etwa, der Buchhandel iſt erlaubt, nur dieſes und jenes Buch iſt verboten; ſondern nur dieſes Buch kann gegen ſoviel Abgabe eingebracht werden, alle andere aber nicht: es hieß nicht, dieſer Handelsartikel iſt verboten, ſondern alle ſind es, nur für dieſen oder jenen werden Licenzen ertheilt: es hieß nicht, ihr könnt auf allen Straßen eure Frachtwagen bewegen, nur auf dieſer nicht; ſondern, auf keiner Straße dürft ihr fahren als auf dieſer. Heißt das nicht, die braven Menſchen zum Betrug zwingen? Heißt das nicht, ehrliche Menſchen zu Spitzbuben und Räubern, zuletzt zu Todtſchlägern machen? Es würde wahrlich einem Rabener nicht ſchwer werden, zu beweiſen, daß die Verbrechen Folge der Geſetze, nicht die Geſetze Folge der Verbrechen ſind.

Gewiß, ein Staat, der viel Geſetze hat, hat auch viel Verbrechen; und es wäre ſicher eine Frage, wer die Wette gewänne, wenn zwei Fürſten ſich darauf einließen, zu verſuchen, in welchem Staat mehr Unfug verübt würde, ob in dem, der jedem Einwohner ſeine Handlungsweiſe vorſchreibt, oder in dem, der alle Geſetze rein aufhübe, jedem erlaubte zu thun, was er nur immer wollte, und nur das verböte, was jeder für ſich ſelbſt für Unrecht hielt, oder, wüßte er ſich dabei ſelbſt nicht zu rathen, was drei von einander verſchiedene, ihm fremde Männer für Un-

recht erklärten. Wir wenigſtens, würden 1000 gegen eins ſetzen, daß der letzte Staat gewänne. Wäre dieſes wirklich der Fall, wozu alſo die Laſt drückender Geſetze? Unſern Staaten thut wenigſtens ein Geſetzabſchaffungsamt mehr noth, als ein Geſetzgebungsamt. Wenn die Regierungen nichts wiſſen, als Tanzen, Pfeifen, Singen, Trinken, Ringen, Balgen, Reiten, Springen, Leſen, Schreiben, Reden rc. rc. rc. zu verbieten, wenn ſie jeden, der nicht einen Folianten Päſſe mit ſich führt, für einem Spitzbuben, Spionen, Aufwiegler betrachten, wenn ſie glauben, das Glück der Menſchen beſtehe darinn, daß man ſie vor Arbeit nie zu Athem kommen laſſe, um Unfug zu vermeiden, daß man ihnen ſo wenig als möglich Feyertage geſtatte, daß man ſie nicht müſſe reich werden laſſen, um Uebermuth zu vermeiden; ſo können ſich ſolche Vormünder der Mündigen keine Anhänglichkeit erzwingen und kein Volk ſchaffen, das im Wohlbehagen auch für Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat Sinn bekommt, und dieſe in der Zeit der Noth aus allen Kräften unterſtützt. Wie die Katze nur aus Wolluſt mauſt — ein ſchlechtes Beiſpiel — ſo gedeiht Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt nur aus dem Wohlbefinden, aus der Lebensluſt des Einzelen. Der Staat mag für ſich noch ſo reich ſein, ſo iſt er arm, bettelhaft, ohne ſchöne Werke, ohne Sinn dafür, ohne Geſchmack, ohne Anſehen, wenn die Bürger arm oder verklauſulirt ſind.

Freiheit aller Handlungen, außer denen, die niemand öffentlich, und vor ſich ſelbſt zu verantworten ſich getrauet, die dabei nicht verwickelte Menſchen, ohne Rückſicht auf irgend ein Geſetz oder eine Gewohnheit, für unrecht halten, ſei der Grundſatz des Staats: er iſt ſein feſter Boden.

Aber, wird man ſagen: der Staat bedarf einer Menge Anſtalten, die Geld, die Steuren fordern, und dieſe fordern wieder eine Menge Einrichtungen, welche nur durch Geſetze gehandhabt werden können. Zu den Anſtalten gehört eine Regierung unter einem Fürſten, Beamte, Policei, Soldaten, Lehranſtalten, Geiſtliche, Aerzte ꝛc. ꝛc., Straßen, Flußbau, Schifffahrt, Geſchützfabriken ꝛc. ꝛc., zu den Steuren, Mauthen, Zölle, Weg- Brückengelder, Conſumtionsſteuer ꝛc. ꝛc., welches alles Aufſicht, Regeln, Strafen ꝛc. fordert; dieſe Steuren könnten nicht entrichtet werden, wenn man den Leuten erlaubt, ihr Vermögen durch Müſſiggang, Schwelgerei, Saufen, Tanzen ꝛc. zu verſchwenden, oder ſie werden ſie nicht entrichten wollen, wenn man ihnen zu reden erlaubt, was ſie wollen. Daß die Erhebungskoſten der vielerlei Steuren faſt ebenſoviel als die Steuren ſelbſt betragen, weiß man auch wohl, allein es läßt ſich einmal nicht ändern. Steuren müſſen ſein, Geld muß man haben, und man muß es ſich auf ſo vielen Wegen als möglich zu verſchaffen ſuchen; daß zuletzt alle Steuren doch auf die Grundſteuer fallen, weiß man wohl, allein dieſe kommt den Steuerflüchtigen ſaurer vor, während die Conſumtionsſteuer ꝛc. jeder unmerklich bezahlt; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie den moraliſchen Charakter des Volks zu Grund richtet.

In einem Schriftchen wie dieſes, können dieſe Gegenſtände nicht einzel betrachtet werden; wir ſind aber überzeugt, daß alles, was läſtig daran iſt, wirklich kann abgeſchafft werden. Es wäre gewiß eine Wohlthat, nicht bloß für den Bürger ſondern für die Menſchen, wenn alle Schlagbäume niedergebrannt (wie es doch in Baiern und Würtenberg iſt), alle Douaniers zum Henker gejagt, die Geiſel des unſeeligen Paßweſens von den Völkern genommen,

men, und dafür nur eine Karte eingeführt würde, die jedermann immer bei ſich trüge, auf der bloß eine Beſchreibung des Trägers und Angabe ſeines Charakters wäre; wenn alle Cenſur aufgehoben, wenn alle Ergötzlichkeiten nach Herzensluſt, als Reiſen, Trinken, Tanzen, Reiten, Fahren, Müſſiggehen, Wallfahrten, Beten, Schießen, Kleidertracht, Häuſerbau ꝛc. ꝛc. kurz alles, wozu die Leute Luſt haben, preis gegeben würden. Bei ſolcher Freiheit würde eine Menge Menſchen Arbeit bekommen, die jetzt als Bettler oder Diebe oder Schmuggler, oder heimliche Sünder ſich durchſchlagen müſſen. Und dieſe Freiheit läßt ſich geben.

Mittel zur Sicherung der fürſtlichen Häuſer gegen Aufruhr, ſind wenigſtens in Theutſchland völlig überflüſſig: dadurch könnte ein großer Theil der Staatskoſten erſpart werden, welche jetzt unnöthige Furcht hervorbringt. Die theutſchen Volksſtämme ſind ſo klein, daß ſie keinen Aufruhr durchſetzen könnten, wenn ſie auch wollten. Dieſer iſt aber nicht im Charakter des Theutſchen, der, weil er die Wiſſenſchaften, den Unterricht liebt, auch Frieden und Fürſten liebt. Im Grund iſt doch kein Beiſpiel in Theutſchland bekannt, wo Unterthanen dem Fürſten gefährlich geweſen wären; ſelbſt höchſt ſelten haben ſich Große thätlich vergriffen, und gegen dieſe gibt es keine geheime Policei, da ſie dieſe ſelbſt ſein können, keine Bücherverbote, die ohnehin nur gegen einen eingebildeten Feind gerichtet ſind, keine Entwaffnung, die nur das Volk, das man doch ſo oft bewaffnet braucht, entmannen, kurz keines von all den Mitteln, die man gegen ſogenannte gefährliche Staatsbürger mit großen Koſten unterhält. Wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß es in Theutſchland keine dem Staat oder dem Fürſten gefährliche Menſchen

gibt, und gäbe es, es kein Mittel gegen ſie gäbe, vielmehr die Mittel dagegen, nur dafür wären. Entehrendes Mißtrauen ruft nothwendig Widerſacher hervor. Niemand kann ſich ein glücklicheres Loos wünſchen oder nur denken, als welches den Theutſchen gefallen iſt, unter kleinen Fürſten zu ſtehen, die wieder zugleich ſich unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt vereiniget haben; wodurch unſere kleine Staaten ſo großen Vorzug vor den ſo glücklich geprieſenen griechiſchen haben, daß ſie ſich unter ſich nicht ſelbſt bekriegen können, wenn es auch gleich durch Verblendung einigemal geſchehen iſt, daß nie ein vollendeter Deſpotismus einreißen kann, daß kleinen Fürſten nichts anders zu thun gelaſſen iſt, als für das innere Wohl ihres Stammes zu ſorgen, für Handel, Ackerbau, Handwerke, Künſte, Schulen, Univerſitäten, Kirchen, Geſundheitspflege zu wachen, daß ein kleiner Fürſt auf alles ſelbſt denken, alles ſelbſt aufmuntern, auszeichnen, belohnen oder beſtrafen kann, daß endlich, ſollte ſich einer vergeſſen, nicht Aufruhr oder gar Privatrache nöthig iſt, ſondern dann die heilige Macht des Kaiſers auf dem Thron ſitzt, und den Schwachen und Gerechten ſchützt gegen Uebermacht, gegen Unrecht, gegen Erſchöpfung, Verſchwendung, Aengſtigung, Deſpotismus oder gar Tyranei, von der wir, Gott ſeis gedankt, in Theutſchland ſelten Spuren und Regungen kennen. Wir müſſen daher aus allen Kräften, aus ganzer Seele und aus ganzem Herzen an unſerer Verfaſſung, an unſerer Vertheilung an kleine Fürſten hangen. Dieſes ſieht der verſtändige, der unterrichtete, der nachdenkende, der mäßige, der ruhige, Frieden, Arbeit, Künſte und Wiſſenſchaft liebende Theutſche auch ſo klar ein, daß überall die Lieb und Stimme für Erhaltung unſerer einzelen Fürſten laut hervorbricht. In der

Regel ſind auch die Regierungen und Fürſten wie das Volk geſinnt und geartet; denn ſie ſind ja aus ihm, ſie haben Erziehung von Thentſchen, daher theutſches Gemüth. Wahrlich! Unſere Fürſten ſind auch alles Lobens und Preiſens werth, ſie verdienen die Liebe, den Gehorſam, die Achtung, welche ihnen ihre Völker darbringen. Wie kräftig haben ſie nun den Augenblick ergriffen, um von ſich und ihren Unterthanen das ſchimpfliche Joch der Fremden zu werfen! Wie mild, wie zart, wie anerkennend rufen, führen ſie das bereitwillige Volk in den Kampf. Sind es nicht die Fürſten ſelbſt, denen es die Verhältniſſe oder das Alter erlaubt, welche mit in die Schlacht eilen, welche mit ihr Leben in das Rad legen, um ihm glückliches Loos mit ihren Völkern zu bereiten, es zu verlieren oder zu gewinnen! Sind es nicht die Fürſten, welche ihren ganzen Schatz neben die Gaben der Unterthanen legen, um Waffen, Kleider ꝛc. eiligſt herbei zu ſchaffen! Sind es nicht die Fürſtinnen, welche ſich an den Chor ſo vieler edlen Frauen ſtellen, um durch ihre Erſparniſſe und ihre Handarbeiten den wunden Kriegern Verband, Decke, den jungen Kriegern Wäſche, den Schaaren Fahnen zu geben! So werden Volk und Fürſt eins, ſo iſt alles Mißtrauen verſchwunden, ſo ſchützt die Liebe und Achtung Beide.

Es iſt zwar kein Lob für Fürſten, wenn man alle lobt. Bei der Nachwelt hat eine ſolche Stimme wenig Gewicht: denn auch Deſpoten werden gelobt, und müſſen es mehr werden, als der ruhige, milde, väterliche Fürſt, der ſich keine Lobredner bezahlt oder durch Furcht zum Loben zwingt. Stånd es in unſerm Theutſchland ſo, daß jedes Wort, was von einem Fürſten lautet, Lob ſchallen müßte; ſo wäre das oben geſagte nicht bloß von geringem Werth,

ſondern gar Verräther einer niedrigen Schmeichelei. Soll der edle Fürſt nicht für die Geſchichte zu Grund gehen, ſoll der Nachruhm für ihn eine wünſchenswerthe Belohnung ſein, ſo muß das Urtheil über Völker und Fürſten frei ſein. Niemand wird es wagen, öffentlich Unwahrheit gegen ein Volk oder einen Fürſten vorzubringen; die Zeit, der gerechte Eifer des Volks würde ihn ſogleich Lügen ſtrafen. Es muß ſchon weit mit einem Volk oder einem Fürſten gekommen ſein, wenn man es öffentlich wagt zu ſagen: dieſes Volk iſt kraft- und charakterlos, es iſt abgeſtorben, ſclaviſch geſinnt, kennt die Volkswürde nicht, oder gar, es iſt dumm, dieſer Fürſt iſt ein Deſpot, oder ein Schwelger, oder ein Wucherer, oder ein Narr. Eh ſo etwas laut wird, muß ein dumpfes Murren jahrelang von Mund gegangen und endlich jeder überzeugt ſein, daß alle Glieder des Volks übereinſtimmig denken, und keiner mehr Verräther wird: denn jedermann iſt von Natur angetrieben, ſeinen Fürſten und was ihn angeht, zu lieben; jedermann glaubt, was er wünſcht, und er wünſcht, daß der, von dem er einſt regiert wird, alle Tugenden beſitze, daß er mild, geſcheit, unterrichtet, liberal, thätig, für anderer Wohl und Weh empfänglich ſei; daher wird ſchon jede Mine, jedes Lallen des fürſtlichen Kindes beobachtet, und gut gedeutet, wenn ſie auch nur immer, wäre es auch mit einiger Gewalt, gut zu deuten ſind; die Umgebungen ſolcher Kinder, Wärterinnen, Pflegerinnen, Diener, Erzieher, alle thun ihr Mögliches, um ihren Pflegling als etwas Vollkommenes gelten zu laſſen; ein Theil fließt ja auf ſie zurück. Wenn daher ein Fürſt nicht geliebt, nicht geachtet, oder wenn er gar verhaßt iſt, dann iſt es gewiß nicht bloß ſeine Schuld, denn es wird von ihm vieles nicht als ſolches geachtet, und noch mehr ver-

ziehen, ſondern dann iſt es es ſeine große Schuld — er verdient ganz gewiß dieſen Haß und den Tadel der Nachwelt. Es iſt nicht zu läugnen, daß man auch in Theutſchland Fürſten des Deſpotismus, der Wucherei, der Verſchwendung beſchuldiget. Dennoch hört man nicht, daß von Aufruhr bei ihnen die Rede wäre, vielmehr machen ihre Unterthanen dieſelben Anſtrengungen gegen den gemeinſchaftlichen Feind, ein Beweis, daß ſie, alle Privatnoth vergeſſend oder duldend, wiſſen, daß ſie Theutſche ſind, und daß das Geſammtvaterland jetzt aller bedarf. Iſt Frieden, ſo werden die Retter Theutſchlands auch ihren väterlichen Blick auf dieſe theutſchen Stämme wenden, und ihnen dieſelbe Freiheit bewirken, welche wir alle durch die Vertreibung des franzöſiſchen Deſpotismus genießen, und deren jene eben ſo würdig ſind, als wir alle. Auch ſie ſollen die großen Retter ſegnen und preiſen, damit niemand unter uns ſei, der beim allgemeinen Jubelfeſt traure.

Uebrigens hat der Deſpotismus, die Geldſucht und Verſchwendung in Theutſchland einen ganz andern Charakter als in Frankreich. Hier iſt es wirkliche Herrſchſucht, Geringſchätzung der Menſchenrechte oder wenigſtens des Volks, Furcht vor Unruhen; dagegen in Theutſchland Gerechtigkeitsſucht, weniger tadelhaft aber fürs Volk eben ſo drückend als der Deſpotismus aus Herrſchſucht. Man kann ſich nichts Schrecklicheres denken, als einen gerechten Fürſten. Denkt euch einen Menſchen, der das Schwert in der Hand hat, bereit zu ſchlagen, wenn die Rechtsmaſchine Ja klappt. Müßte nicht jeder Menſch decapitiert werden? Das iſt eben das Verdienſt der Fürſten, daß ſie von den Blitzen, die ihnen Gott und das Volk in die Hände gelegt haben, um im Fall der Noth davon Gebrauch zu machen, dieſen Gebrauch nicht machen, ſo

lang andere Mittel zureichen. Die Geſetze der Gerechtigkeit mechaniſch, alſo ohne Rückſicht ausüben iſt volkzerſtörender Deſpotismus; die Geſetze der Gerechtigkeit mit Vernunft, alſo mit Rückſichten ausüben, iſt Milde. Dieſe iſt in allen Verhältniſſen nöthig, weil ſelten die Menſchen anders als durch Nichtachtſamkeit fehlen. Es gehört auch zu den Freuden des Lebens, einmal in ſeinem Geſchäft nachläſſig ſein zu können, man will ſich gleichſam üben in ſeiner Kraft und in ſeinem Geſchick, daß man Verſäumtes wieder einholen kann. Wenn ich meinen Bedienten fortjage, weil er einmal im Jahr erſt heut früh und nicht geſtern Abend ſeine Rechnung abgeſchrieben hat, wenn ich jeden aufs Maul ſchlage, der es zu ſeiner Vertheidigung öffnet, ſo bin ich ein Deſpot. — Die Geldſucht theutſcher Fürſten geht meiſt auf Erſparen und Zurücklegen der Einnahme, ſelten auf Bedrückung der Unterthanen durch übermäßige Steuern. Statt das Geld für gute Anſtalten, zur Aufnahme des Handels, der Gewerbe, der Landwirthſchaft, der Wiſſenſchaften durch Anlegung von Bibliotheken, Sammlungen von Natur- und Kunſtwerken zu verwenden, wird es in Kiſten gelegt, und illiberal bewacht. Bei den Franzoſen aber wird das Geld herausgepreßt, um es frevelhaft vergeuden zu können. Die Verſchwendung bei uns geht mehr auf die Luſt des Lebens als auf die Pracht und Eitelkeit einer chineſiſchen Hofhaltung.

Ein Hauptmittel, die vielen läſtigen, ſelbſt koſtſpieligen und zur Schlechtigkeit reizenden, oft dazu zwingenden Steuren und Einrichtungen entbehren zu können, ſcheint mir Folgendes:

Man ſuche ſich ſo viele Staats- und Gemeindgüter zu verſchaffen, als nöthig, und ſetze alle Beamte, ſelbſt den Fürſten auf liegende Gründe.

Dieſes iſt meiſt ſchon bei den Geiſtlichen der Fall. So gut als es Pfarrgüter gibt, ſo gut kann es Amtsgüter, Arztgüter, Regierungsgüter, Fürſtengüter und ſelbſt Soldatengüter geben, wie bei den Aegyptiern. Dann haben dieſe Staatsdiener ihren Sold immer ſicher, und was das Wichtigſte iſt, immer im Verhältniß mit den Preiſen; dieſes iſt doch wahrlich keine ſo ſchwere Aufgabe. In wenigen Jahren müßte jeder Staat ſo viel Güter kaufen können, als nöthig ſind.

Das andere Hauptmittel iſt die Verminderung der Staatsbeamten durch Verminderung der Geſchäfte. Einmal braucht ſich der Staat nicht in alles zu miſchen; er braucht nicht Fabrikant, Krämer, Schmuggler, Speditör, Bergmann, Salzſieder, Tabakbeizer ꝛc. zu ſein. Dieſe Geſchäfte werden beſſer ohne ihn, und vortheilhafter für ihn, abgethan. Dann braucht auch nicht alles zehnmal abgeſchrieben, vieles gar nicht abgeſchrieben, das Wenigſte controllirt zu werden. Durch dieſe Einſchränkungen könnte man vielleicht die Hälfte des Perſonals erſparen. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Cultur des Staats auch gewinnt, wenn viele Beamte Anſtellung haben, weil ſie viele Gebildete ſind oder doch ſein ſollen; allein meiſt ſind die Beamte nur Handwerker ihres Amts, und wiſſen von der Pflege anderer Wiſſenſchaften und Künſte nichts, können ſich auch nicht damit befaſſen, theils wegen überhäuften Geſchäften, theils wegen geringem Auskommen. Leben die Bürger frei, haben ſie weniger Ausgaben, ſo ſteht aus dieſen eine viel größere Zahl von Gebildeten auf, als aus den Beamten: und dann ſind es Gebildete, die nach Muße leben, treiben, was ihnen zuſagt, wie die Griechen; es müßte denn ſein, daß ſich auch ein Fürſt einfallen ließ, ſich auch in dieſes zu miſchen, und nach Willkür dieſem oder jenem Stand das Studieren zu verbieten.

Welch ein glücklicher Staat wäre der, der alle ſtehenden Koſten beſtritte durch liegende Gründe, alle vorübergehenden durch Vermögenſteuer! in dem es keine Schlagbäume und Päſſe gäbe! Wir dächten in einem ſolchen Staat müßte es keine Verbrecher geben, und alle Fremde müßten in ihn ſtrömen.

Die Vermögenſteuer würde am klügſten erhoben, wie in Bremen, wo man bekannt macht, wer 1000 Einnahme hat, zahlt ſo und ſo viel. Jeder bringt das Geld, und wirft es verdeckt in einen Kaſten. Es iſt beſſer, daß mancher Schuft zu wenig gebe, als daß alle Familienverhältniſſe aufgedeckt werden.

Policei.

Policei iſt nichts anders als Ordnungsamt, und bloß gegen den Diebſtahl, Räuberei und öffentlichen Unfug gerichtet. Was im Haus des Privatmanns vorgeht, geht ſie nichts an. Der Privatmann wird lieber Diebe als die Policei in ſein Haus dringen oder ſchleichen ſehen. Dagegen ſtehen alle Häuſer, die man öffentlich nennen kann, billig unter ihr. Oeffentliche Häuſer ſind alle Häuſer, worinn Handel als Stand getrieben wird, mithin alle Gaſthäuſer, Kaufläden, Banken, Schlächtereien ꝛc. ꝛc. Auch ſteht die Sorge für öffentliche Anſtalten ihr zu. Unterhaltung von Reinlichkeit der Gaſſen, Brauchbarkeit der Straßen, Brücken, Stege, Bäche, Brunnen ꝛc. Weiter muß ſich die Policei nicht erſtrecken; ſonſt wird ſie eine unerträgliche Laſt, welche die Gemüther empört, ſie zu Widerſetzlichkeiten herausfordert, und ihnen die Liebe zur Verfaſſung benimmt.

Eine Policei für die Sicherheit des Fürſten und der Regierung iſt völlig überflüſſig, und dem Zweck eher ge-

fährlich als förderlich. Mit einer Regierung, die eine geheime Spionenpolicei nöthig hat, muß es ſchlecht ſtehen, und wird ſich immer um ſo ſchlechter ſtellen, je mehr ſie ſpionieren läßt; weil das Mißtrauen, daß ſie ins Volk ſetzt, das Volk entweder empört, und zur Vergeltung aufreizt: denn es liegt ein eigener Hang in der menſchlichen Natur, das zu ſein, weſſen man ſie ungerechter Weiſe fähig hält. Verſchwörungen kann keine Policei hintertreiben, nicht als wenn ſie nicht dieſe oder jene verhindern oder zerſtören könnte, ſondern weil ſie eben durch dieſe Zerſtörung, ja ſelbſt durch ihr Daſein Verſchwörung über Verſchwörung gebärt. Es iſt ſchon bemerkt, daß die Menſchen, am meiſten aber die Theutſchen von Natur gezogen ſind, ihre Fürſten zu lieben, und die Freiheit, welche ſie ihnen gönnen, in Ruh zu genießen. Wenn daher ein Volksaufruhr zu fürchten iſt, ſo iſt es wahrlich nicht des Volks Schuld. Er iſt durch Deſpotismus oder Wucher, oder Verſchwendung, mithin unerſchwingliche Auflagen, oder Mangel an Aufſicht über die Rechts-, Genuſſes- und Leibespflege mit Gewalt herbeigeführt. Man weiß wohl, daß es auch bei den beſten Fürſten einzele Schreier giebt, welche alles Böſe von der Regierung ausſagen. Allein was werden ſolche Schreier ausrichten, wenn das Volk ſich glücklich fühlt, oder, ſei es durch Umſtände unglücklich, wenn es fühlt, daß es der Fürſt nicht ändern kann. Glaubt nicht, daß das Volk ſo blind iſt, daß es nicht wüßte, woher der Druck kommt. Immer weiß es die Handlungsweiſe des Fürſten von der ſeiner Beamten zu unterſcheiden. Vom Volk hat ein Fürſt, der thut, was ihm zukommt, weder in glücklichen noch unglücklichen Zeiten etwas zu fürchten. Er iſt, ſo lang er nichts entgegen gethan hat, ohne Grund geliebt, und kann auch, leichter

als irgend ein anderer Menſch, durch Kleinigkeiten, durch ein freundliches Wort, durch eine Reiſe, um ſeine Unterthanen zu ſehen, durch Vertheilung von nichtskoſtenden Andenken, die Liebe bis zum Enthuſiasmus ſteigern. Verſchwörungen der Großen kann kein Fürſt durch geheime Policei, ſondern nur durch Edelmuth und Größe vorbeugen. Wer der Großen Loos mit dem ſeinigen zu verbinden weiß, hat nie etwas zu fürchten. Dieſes iſt mit erblichen Kronen vorzüglich der Fall; daher müſſen die Völker nichts mehr, als erbliche Fürſtenhäuſer wünſchen, und, auch wenn ſie bisweilen ausarten, doch nicht von ihnen laſſen. Iſt aus den Großen des Landes ein Fürſt geworden, ſo lebt ſein Haus der Natur der Sache nach mit dieſen in beſtändigem Krieg und dieſes durch mehre Zeugungen hindurch, und es wird ihm weder geheime Policei noch liberales Betragen etwas fruchten.

Wählt er jenes, ſo werden Vergiftungen, Verbannungen nicht aufhören, er wird von Volk und Großen als tyranniſch verabſcheut, und hat nirgends eine Stütze; wählt er letztes, ſo hat er wenigſtens die Liebe des Volks, wodurch faſt alles gewonnen iſt, weil es unter ſolchen Umſtänden den andern Großen nicht leicht möglich wird, einen Aufſtand zu ihrem Vortheil zu bewirken. Außerdem hält dieſe Gradheit, Liberalität, womit man ſeinesgleichen behandelt, dieſe in einer Art von Verbindlichkeit, ſo daß ſie ſchon Ungeheuer ſein müßten, um eine grauſame That zu vollbringen. — Policei für ſich hat daher weder Fürſt noch Regierung nöthig; vielmehr iſt ſie beiden ſchädlich. Laßt reden und ſchwatzen, wen und was er will. Staatsbehörden ſind über den Erreich des Einzelen hinaus. Iſt aber etwas allgemeine Sage oder Meinung oder Stimmung, dann iſt ſie nicht durch das Geſchwätz eines Einzelen ent-

ſtanden, dann iſt das Geſchwätz Wahrheit, und eine kluge Regierung wird, nicht aus Nachgiebigkeit oder Schwäche, ſondern aus Billigkeit den Grund des Geſchwätzes, nicht aber die Schwätzer entfernen.

Unſere Policei iſt da, um bei wenigem Guten, die Freuden des Lebens zu verbittern. Wo einige Menſchen vergnügt ſind, ſteht ein Policeidiener wie ein böſer Geiſt dahinter. Schon ſeine Gegenwart iſt jedem unheimlich, jedermann wird verſtimmt, das fröhliche Geſpräch wird matt, die Augen ſehen ſich bedenklich an, und wagen es allein noch zu reden. Aber beim bloßen da Sein bleibt der Herr Policeidiener nicht; er ruft ſeine Schimpfwörter unter ſeine Heerde. Wozu das Stehen, das Zuſammenrotten, das Lärmen! Nach Haus! Hier ſoll niemand ſtehen, niemand lachen, niemand ſingen, niemand hüpfen, niemand ſchauen! Es iſt verboten! Es iſt mir befohlen, euch auseinander zu treiben! Packt ihr euch nicht! Gleich ſollen Soldaten kommen! Das End iſt eine Schlägerei. Wer iſt Schuld daran? Natürlich der fröhliche, ungehorſame Bürger, der ſich einbildet, mehr als ein Kind zu ſein, und ſelbſt zu wiſſen, was ſich geziemt. Mit Recht erregt jede erniedrigende Zumuthung Widerſetzlichkeit. Eine Policei, die lauert, eine Policei, die ſich in alles miſchen will, die die Haushaltung und die Gedanken der Bürger regeln will, iſt ein hundertköpfiges Ungeheuer, dem täglich unſchuldige Seelen als Opfer fallen müſſen.

Paßweſen.

Es gibt keine ſchrecklichere Plage für einen Reiſenden, als das Paßunweſen, welches in der ſcheußlichen Geſtalt, in der es jetzt unter uns umhertobt, eine Nachäffung der Franzoſen iſt, mithin von einer Regierung, deren Maxi-

men und Maßregeln deſpotiſch ſind. Wir haben keine, oder wenigſt faſt keine deſpotiſche Regierung, und wenn wir dieſe auch hätten, ſo ſind doch keine franzöſiſche Maßregeln nöthig. Das theutſche Volk iſt anders und will auch anders behandelt ſein. Es iſt kränkend, bei jedem Schritt als ein Spion, oder Landſtreicher, oder Aufwiegler, oder Dieb, oder Contrebandier angepackt, examinirt, brutaliſirt, aufgehalten, ja in der Reiſe geſtört zu werden, und dadurch oft ſeine ganze Abſicht, ſeine beſten Hoffnungen ſcheitern zu ſehen, von der ſündlichen Geldaufopferung nichts zu reden. Wie manche Stunde muß man in großen Städten verlaufen und verſtehen, nur um des Paſſes los zu werden oder um ihn wieder zu erhalten. Oft muß man deßhalb eine Reiſegeſellſchaft aufgeben, den Poſtwagen abfahren laſſen, und nun mit ſchweren Koſten, unter Verwünſchung des Landes, welches den, der ihm Geld bringt, ſo ſchikanirt, nachkeuchen. Wie viel liegt einem Reiſenden auch oft daran, incognito durch eine Stadt zu kommen, worinn er vielleicht Menſchen hat, die er beſuchen ſollte, aber nicht mag, und deßhalb mit ihnen in Feindſchaft geräth, wenn ſie gar ſeinen Namen als Durchreiſenden gedruckt leſen; als wenn eine wichtige Neuigkeit der Hauptſtadt wiederfahren wäre, daß der Krämer M. N. oder der Muſicus O. P. im Ochſen oder Eſel logiert hat. Durch dieſes Profanieren der Reiſen, die ja ſehr oft Geheimniſſe bleiben müſſen, greift man das innerſte Leben des Privatmanns, und mithin ſeine Freiheit an. Gewiß jeder, der viel gereist iſt, und ſeine Reiſen nicht aus Eitelkeit unternommen hat, wird mir in dieſer Bitte beiſtimmen, daß Paßweſen und Zeitungsanzeigen dieſer Art unterbleiben möchten.

Die Päſſe erreichen auch ihren Zweck nicht. Jeder Spion, jeder Beutelſchneider weiß ſich doch einen Paß zu verſchaffen. Nur der ehrliche Mann iſt damit geplagt. Zuletzt iſt das Paßweſen weiter nichts als eine Finanzoperation unter dem Schein der Sorge für der Bürger Wohl, zu welchen Arten von Widerſpruch, von Vorgeben und Abſicht ſich der Staat nie herabwürdigen ſollte. Braucht er Geld; ſo ſage er es, und fordere Steuren. Nichts wirkt verderblicher auf die Geſinnung und den Patriotismus des Volks, als Vorſpiegelung von oben. Wer will ſich auf ſo plumpe Art betriegen, wer will ſich als dumm behandeln laſſen!

Alle Zwecke des jetzigen unſeeligen Paßweſens laſſen ſich durch die einfachſte Vorkehrung erreichen, ohne daß die Bürger dadurch geplagt wären. Jeder Bürger habe für ſich und für ſeine Angehörige Karten von der Policei ausgeſtellt; darauf ſei bemerkt, wer der Träger iſt, wie er ausſieht, wann er geboren iſt, wo er wohnt. Weiter iſt nichts nöthig. Was geht es ſeine Policei an, wohin er reiſen will? Wie oft wird dadurch ein Geſchäft vereitelt, daß die ganze Welt wiſſen muß, wohin jemand geht? Wie oft das wichtigſte, dringendſte Geheimniß aufgedeckt! Wer nun reißt, der ſtecke dieſe Karte zu ſich. Man ſtelle aber nicht vor jedes Thor Leute, die ihm die Karte abfordern, man hetze ihm nicht in jedem Gaſthof die Policeidiener auf den Hals; ſondern man laſſe jeden reiſen, wohin er will, bis er ſich verdächtig gemacht hat, oder verdächtig ausſieht: dann frage man, wer er ſei; und die Karte gibt hinlänglich Auskunft.

Mauth.

Es ſei, daß Handelsgüter ſchon an der Gränze ſich verſteuren müſſen. Durch Reiſende, in einem Felleiſen oder

durch die Poſt geht wahrlich ſo wenig ein, daß man dieſe haſſungswürdige Durchwühlerei der Koffer und Felleiſen wohl den treuen Unterthanen ſchenken könnte. Wir wiſſen wohl, daß man theure Sachen in einem Koffer mit führen kann. Man findet aber dieſe ja in dem Kaufladen, wo man ſie verſteuren kann, und wenn man ſie nicht findet — wird denn darum der Staat zu Grund gehen! Aber! wird man ſagen, werden die Poſtgüter nicht durchwühlt, ſo werden die Kaufleute alles mit der Poſt ſchicken; woran wir aber ſehr zweifeln, weil die Poſtfracht leicht die Mauth bei weitem überſteigen kann, weil die meiſten Waaren nicht in ſo kleine Päckchen vereinzelt werden könnten, als der Poſtwagen führt, und weil zu oder vor den Meſſen die Waaren zu gleicher Zeit geſchafft werden müſſen. Es wird freilich der Staat nicht jede Elle Spitzen erhaſchen; aber beruht denn hierauf das Glück des Staats, oder auf der Freude der Bürger an der Regierung! Von Schlagbäumen, Zöllen, Weggeldern oder gar Geleit ſollte man unter theutſchem Himmel nichts wiſſen. Ich werde doch nicht bezahlen ſollen, daß ihr in eurem Land mich nicht von Spitzbuben angreifen laſſet!

Cenſur.

Iſt ſo unnöthig als geheime Policei und Päſſe. Eine gute Regierung, die weiß, daß das, was ſie thut, das Richtige, wenn auch nicht immer das Milde iſt, hat von keinen Buch etwas zu fürchten: eine andere, die ihrer Sache oder ihres Gewiſſens nicht ſicher iſt, wird ſich durch Unterdrückung gewiſſer Schriften noch mehr ſchaden. Napoleons Verfahren hat es bewieſen. Er hat allen Gelehrten und der Gelehrſamkeit den Krieg angekündet, und es iſt nicht ungereimt, wenn man ſagt, die Gelehrten haben

entgegen ihm den Krieg nicht nur angekündet, ſondern wirklich geführt, und ihn geſchlagen. Von wem geht die herrliche, wunderthätige Stimmung und Kraft in Theutſchland aus, als von den Gelehrten! Was iſt auf Univerſitäten gegen Napoleon gewirkt worden! Wie wurden die jüngern Männer aufmerkſam gemacht auf die hereinbrechende Barbarei, auf die Idee eines Vaterlandes, auf den Unwerth des Lebens, wenn man keinem Volk angehört, wenn man fremdem Muthwillen zum Spottſpiel wird, wenn man ſelbſt nicht mehr weiß, was Staatsbürger, Deſpot heißt! Jeder Lehrer war General gegen Napoleon, jeder hat eine Zahl Soldaten gezogen und gegen ihn ins Feld geſchickt, und häufig auch ſelbſt hineingeführt. Von wem ging der Eifer der Preußen aus, als vom Aufſtand der Univerſitäten! Welch ein großes Beiſpiel für das arbeitende Volk, das ſah, daß diejenigen, welche durch ihren Stand vom Soldatendienſt frei ſind, welche dazu nicht erzogen, welche zu Strapatzen zu ſchwach ſind, in Maſſe die Wiſſenſchaften, welche jetzt keinen Werth mehr hatten, nachdem die Freiheit verſcheucht war, verließen, alle mit einem Willen ſich ſammelten und zu den Fahnen eilten, um ſie dem ganzen Volk vorzuhalten. Wie mächtig hat auch dieſes Beiſpiel auf Alt und Jung, Hoch und Nieder, auf beide Geſchlechter gewirkt! Allerdings! eine große, heilige, wichtige Sache muß es ſein, daß ſich dieſe freien, gebildeten Leute zu den Beſchwerlichkeiten des Kriegs, zum Tod drängen, die ſie gemächlich zu Haus vermeiden könnten: ſo ſagte ſich der arbeitſame Mann in ſeiner Einfalt — und ergriff auch die Waffen. Nicht bloß die Gebildeten Preußens haben ſo Herrliches gethan; auch andere Univerſitäten Theutſchlands haben daſſelbe, ja wenn nicht die Zahl einen Unterſchied machte, ſo könnte man ſagen, viele

haben mehr gethan: denn ſie waren in den Händen der Franzoſen, nnter den Augen von 100 Spionen und Verräthern! Mit und unter den durchmarſchierenden Franzoſen ſchickte unſere Univerſität, wenn man ſchicken nennen kann, was aus kühnen Enthuſiasmus ſich von ſelbſt bewegt, mitten unter den Franzoſen wanderten unſere Studenten truppweis aus nach Dresden, um zu den Preußen zu gelangen, und für unſere Freiheit, unſere Wiſſenſchaften, unſere Fürſten zu fechten. Wir ſagen nicht zuviel, wenn wir die Zahl der Soldaten, welche Jenas Univerſität geſtellt hat, auf eine Compagnie angeben, von denen nun die meiſten ſchon Officiere ſind. Ein Gleiches hat Halle gethan, viel Leipzig und ſelbſt das unter weſtfäliſcher Ruthe ſtehende Göttingen.

Dieſer Krieg hat Fürſten und Völkern gezeigt, was die Wiſſenſchaften thun! Daß ſie nicht bloß bilden und beleben, ſondern auch tödten, und nothwendig das tödten, was das Bilden und Leben hindert. Dieſe große Regel ſteht nun mit Schwertern und Blut geſchrieben: „Je mehr ein Staat Gebildete zählt, jemehr er Studierte hat, alſo je gebildeter er iſt, deſto ſicherer ſteht er, deſto ſchneller erhebt er ſich, wenn er geſunken." Für ſolche Wohlthat kann der Staat wohl die Preßfreiheit ſchenken.

Wie leicht kann ein Fürſt ſich den Gelehrten verbinden. Das Hauptmittel iſt Schonung, Freiheit, Aufmunterung durch Achtung, Ehrenbezeugung, Auszeichnung — warum ſind die goldenen Ketten abgekommen? Dieſe ſchickten ſich für Gelehrte beſſer als Sterne, welche eigentlich nur den Kriegern gehören. — Welch große Vortheile gewährt dem Fürſten ſolche Liebe der Gelehrten. Er wird berühmt und verewigt, ſei es mit Recht oder mit Schmeichelei, er wird ſeinem Volk geprieſen, und von

die-

dieſem in Zeit der Noth unterſtützt; denn ein Fürſt wird ſich hoffentlich jetzt nicht mehr ſchämen, anzuerkennen, daß er lediglich durch die Liebe und den Schutz des Volks ſich erhält, viel weniger wird er es für gefährlich halten, wenn das Volk dieſes Gefühl in ſich trägt. Solches Gefühl veredelt das Volk; es will des Vertrauens würdig werden, der Bewahrer ſeines höchſten Kleinods, ſeines Fürſten, ſeiner Einheit und Stärke zu ſein. Ueberdieß kann ein Volk aus einzelen Stücken und Willen beſtehend ein großes Gefühl weniger mißbrauchen, als ein Fürſt, der es für ſeine Sicherheit hält, wenn das Volk nicht zum Sinn ſeiner Beſtimmung kommt. Das Volk iſt einmal da zum Schutz ſeines Fürſten; es wiſſe daher auch, was es iſt — möge daraus folgen, was da wolle. Das Daſein muß man nicht verdrehen!

Vor Cenſurfreiheit aber bei perſönlicher Verantwortlichkeit des Verfaſſers wolle der Himmel die Gelehrten bewahren. Die Verantwortlichkeit iſt die ſchrecklichſte Maßregel, welche der ausgelaſſenſten Willkür Thür und Thor öffnet. Was iſt dann erlaubt zu ſchreiben? was verboten? Alles was den Obern einfällt. Dann hängt jeder von den Ränken, von dem Haß, der Abneigung, ſelbſt von der Eitelkeit und Syſtemſucht derer ab, welche Einfluß haben. Dann kommt es dahin, daß ſelbſt mediciniſche, naturhiſtoriſche, ökonomiſche ꝛc. Anſichten verketzert und verfolgt werden. Lieber die ängſtlichſte, tyranniſchſte Cenſur als Cenſurfreiheit mit Verantwortlichkeit. Laßt ſchreiben, laßt ſtudieren, wer will, was er will. Je mehr hierinn Thätigkeit, deſto mehr Bildung, deſto mehr Kraft. Auch der fruchtbarſte Baum hat Auswüchſe: wenn ihr alle abſchneiden wolltet, ſo würdet ihr den Baum ſelbſt

tödten. Es iſt nicht möglich, in der Litteratur nur die Auswüchſe zu entfernen, ohne auch die edelſten Producte zu vertilgen.

Erziehung.

Von der Erziehung hangt der Charakter und der Werth des Volks ab, wenn nicht Verfaſſung die Nationalität zerſtört, wie es faſt in Theutſchland der Fall geweſen. Die Erziehung, inſofern ſie bloß die Naturgaben entwickelt, gehört ohne Zweifel den Eltern, und darein hat ſich der Staat nicht zu miſchen. Dieſe Erziehung gehört der Mutter ſo lang, als die Kinder hülfslos ſind, alſo etwa bis ins ſechste Jahr: dann übernimmt ſie der Vater. Größere Kinder, vorzüglich Knaben müſſen durch weibliche Erziehung für Geſundheit, für Gefühl, für Wiſſenſchaft und für den Staat verdorben werden. Die phyſiſche Sorge der Weiber für ihre Kinder gränzt in tauſend Fällen an Unverſtand; ſie wickeln das Söhnchen in hundert Lappen wie eine Puppe ein, ſie wollen es immer hüten, und vor Unglück bewahren, wie eine Gluckhenne ihre Pipchen, ihr Gefühl iſt immer weich, barmherzig, ſind nichts als Gefühl, oder ſind ärgerlich, neidiſch, kleinlich; alles ſchadet dem Knaben, dem es beſſer iſt, roh als weibiſch verzärtelt zu ſein: ihr Sinn für Liebe endlich — ich rede von guten, braven Weibern — ihr Hang, das Individuelle, welches ſie umgibt, mit ganzer Seele zu ergreifen, und es als die ganze Welt zu achten und feſt zu halten, vertilgt alle Idee von Staatspflicht; ſie rechnen es dem Mann zum Verbrechen, wenn er den Staat als etwas Höheres, Wichtigeres betrachtet, als ſie: denn, meinen ſie, was ſie dem Mann ſind, müßte er ihnen ſein. Dagegen wäre es ungerecht, wenn man behaupten wollte,

die Weiber wären keiner großen, allgemeinen Anſicht, kei⸗nes großen Opfers fähig. Die einzige, herrliche Zeit von der Auferſtehung der Theutſchen hat uns einen eben ſo all⸗gemeinen Eifer unter den Weibern bewieſen als unter den Männern; ſie hat uns Beiſpiele gezeigt, die ans Roman⸗hafte gränzen, und die, wären ſie von Griechinen oder Römerinen gegeben, nach Jahrtauſenden noch genannt würden, die nun aber weniger beachtet werden, weils ihrer zu viele ſind, und zu viele Bücher von den Thaten dieſer Zeit auf die Nachwelt kommen werden. Haben nicht Weiber ihre Hare abgeſchnitten, ihre Trauringe abgezo⸗gen, um zur allgemeinen Bewaffnung das was ſie konn⸗ten, beizutragen! gehen nicht gebildete, reiche Frauen, ja ſelbſt Fürſtinen in die Spitäler, und ſorgen, daß die Kranken gut gewartet werden! ſieht man noch eine weib⸗liche Hand in Theutſchland, die nicht für die Krieger ſtrickte, nähte, Fahnen ſtickte! ſind es nicht ſelbſt edle Frauen oder Fürſtinen, welche die weiblichen Arbeiten angeben, einſammeln, vertheilen! Haben nicht viele Frauen ihre Männer freiwillig in den Krieg geſchickt! Dar⸗aus folgt, daß die Weiber auch die Intereſſen der Völker zu würdigen, und ſie über ihr Privatintereſſe zu ſetzen wiſſen; es geht aber dieſe Einſicht nur durch die des Man⸗nes hindurch, man möchte ſagen, ſie werden davon be⸗geiſtert, weil ſie das zu thun wünſchen, was der Mann für gut und nöthig hält. Das iſt auch recht, und eben das Schöne, Achtungswerthe im weiblichen Charakter, der nicht unmittelbar, ſondern nur durch den Mann zum Be⸗griff eines Staats, der Volkswürde, der Fürſtenehre ge⸗langt. Daraus folgt aber nicht, daß das Weib den Kna⸗ben für den Staat erziehen könne. Das Weib weiß nur vom Staat, wenn es den Mann ängſtlich um deſſen Er⸗

haltung herumgehen ſieht, wenn es überall das Seufzen und Jammern der Freiheitſuchenden Jugend hört. Zur Zeit des Friedens weiß das Weib nicht, daß es einen Staat gibt, und es ſoll es nicht wiſſen. Sein Leben iſt für das Haus. Im Frieden denkt aber der Mann auf Krieg, auf Erhaltung ſeines Fürſten, ſeines Vaterlands, ſeiner Sprache, und nur der, welcher immer den Staat im Herzen trägt, iſt fähig, Staatskinder zu erziehen. Mutterſöhnchen ſind keine Staatsſöhne.

Die Erziehung des Vaters muß vorzüglich dahin gehen, den Sohn anzuhalten, das zu lernen und thun, was der Staat zu lernen und zu thun befiehlt, gehorſam zu ſein den höheren Einrichtungen, Geſchäfte zu übernehmen und auszuführen, auch wenn er ſie für unnöthig hält, den Sohn hinauszutreiben unter ſeines gleichen, ihm nicht recht zu geben, wenn er ſeine Kameraden verklagt, ihn nicht von Gefahren abzuhalten, ſondern daran zu führen und ihn nur zu warnen: denn es iſt beſſer, daß jährlich einige ertrinken oder den Hals brechen, als daß niemand mehr ins Waſſer watet oder aufs Eis geht. Der Vater wählt die Hauslehrer, die Nebenſtudien, die in der Schule nicht gelehrt werden, Muſik ꝛc. Sobald das Kind etwas lernen ſoll, was es nicht von der Natur lernt, wie Eſſen, Gehen ꝛc., ſondern etwas Künſtliches, wie Leſen, Fechten; ſobald lernt es nicht mehr von den Eltern, ſondern vom Staat — es tritt die Staatserziehung ein.

Dazu hat der Staat Schulen. Der Staat muß alle Eltern, weß Standes ſie ſein mögen, zwingen, ihre Kinder in die Staatsſchule zu ſchicken; damit einerlei Bildung, einerlei Anſichten in ſeine Bürger kommen. Er muß daher nicht dulden, daß Kinder lediglich in Winkelſchulen oder von Hauslehrern unterrichtet werden, auch

wenn dieſer Unterricht viel beſſer als der ſeinige wäre, was in manchen Stücken nothwendig der Fall ſein muß: denn die Kinder ſollen nicht darum in die Staatsſchule gehen, weil ſie darinn beſſer unterrichtet werden, ſondern weil ſie darinn gleichförmig, wenn auch ganz ſchlecht unterrichtet werden, weil ſie darinn Sinn und Begriff von einem Vaterland, von einem Ganzen, von der Gleichheit aller Landsleute bekommen, und vor Eigendünkel, Alleinklugheit bewahrt werden, von der oft ſolche beſeſſen ſind, welche lediglich in Privatinſtituten erzogen worden, und darum mit hoffärtigem und verächtlichem Blick auf die Staatsſchulen herabſehen, wodurch Sinn und Liebe für ein Vaterland fremd bleiben. Es kommt von der unverſtändigen Anſicht der Dinge, davon, daß man wähnt, alles was der Staat macht, ſoll vollkommen ſein, da doch die Staatseinrichtungen nur darauf gehen müſſen, daß Gleichförmigkeit, daß Anerkennung ſeiner, daß Dankbarkeit für ſeine Bemühungen entſtehe. Auf die Klagen, daß geſittete Kinder in der Staatsſchule durch andere roh würden, muß man nicht hören. Die Rohen werden auch durch die Geſitteten zahm; und es iſt beſſer, rohe Menſchen, als ſolche im Staat zu haben, die in keinem Verhältniß zu Staat ſtehen, alſo ſoviel als gar nicht darinn ſind.

Ebendarum weil die Staatserziehung nicht ſo gründlich ſein kann, als die private oder in Inſtituten, muß der Staat nicht die Winkelſchulen zerſtören, nicht Privaterziehung verbieten; wie denn überhaupt der Staat nichts zu verbieten, ſondern nur Einrichtungen zu treffen hat, daß die Bemühungen der Bürger mit ſeinen Abſichten übereinſtimmen. Denn wollte der Staat keinen andern Unterricht als den ſeinigen gelten laſſen, ſo würde ein deſpoti-

ſcher Napoleon bald nichts lehren laſſen, als was den Menſchen zur Maſchine, zum Sklaven macht; bald würde er alle Disciplinen, welche das Selbſtdenken wecken, verbieten, oder ſtillſchweigend unbeſetzt laſſen, wie es in Frankreich der Philoſophie ergangen. Auch iſt es ja nöthig, daß ſich immer neue wiſſentſchaftliche Zweige und Lehrſtühle bilden. Dieſes muß nothwendig von einzelen großen Geiſtern ausgehen, und kann nicht von Staatsmännern eingerichtet oder befohlen werden, da ja nur der den Gedanken dazu haben kann, der die Sache hat. Der Staat laſſe daher zu Haus unterrichten, wer will, aber er geſtatte nicht, daß darum die Kinder aus ſeiner Schule bleiben. Was Inſtitute betrifft, welche von Staatsſchulen entfernt ſind, ſo müſſen dieſe Inſtitute — nicht zu Staatsinſtituten gemacht werden; denn wer hat ein Recht, einem andern ſein Unternehmen wegzunehmen? — ſondern es muß damit eine Staatsſchule verbunden werden, d. h. es muß im Inſtitut alles das gelehrt werden, was der Staat von ſeinen Schulen fordert, ohne daß aber das andere, was das Inſtitut für ſich ins beſondere lehren will, verboten wäre.

Nach welcher Methode man unterrichtet, ob nach Peſtalozzi, Olivier, Salzmann ꝛc. gilt völlig gleich. Methoden ſind nur Formen — wenn nur die Sachen, die der Staat verlangt, gelehrt werden.

Der Hauptcharakter unſerer Erziehung muß die Politik ſein. Man kann ſie politiſche Erziehung nennen, ſtatt der bisherigen moraliſchen, welche alle große Idee vertilgt, und die Männer zu Memmeu oder mitleidigen Maſchinen macht. Es gibt nichts Elenderes als der Theutſchen Moral, die das Gute thun ſoll, um des Guten willen, ohne eben durch dieſe Defini-

tion zu wiſſen, was das Gute iſt. Denn entweder iſt das Gute gut auf einen gewiſſen Zweck, und dann muß man das Gute nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern um des Zwecks willen thun; oder es gibt etwas Gutes an ſich, was unſere Moral gemäß jener Definition nothwendig behaupten muß. Was aber das Gute an ſich außer Gott iſt, weiß ich nicht, und es kommt mir vor, als wenn jene Definitoren es auch nicht wüßten. — Die durch den Zweck gut werdenden Handlungen aber ſind politiſche, und ſo iſt die politiſche Erziehung auch eine moraliſche, nur mit veränderter Anſicht, indem die Moral den Menſchen nur auf ſich oder gegen Menſchen, die Politik aber den Staatsmenſchen gegen ſich und gegen den Staatsmenſchen hält. Gewiß ein edleres Verhältniß: denn ein Staatsmenſch iſt doch wohl edler als ein Menſch.

Alles was die Jugend daher gelehrt wird, muß mit Hinweiſung auf den Staat gelehrt werden, ſo wie die Geiſtlichen alles mit Hinweiſung auf Gott, die Moraliſten mit Hinweiſung auf die Menſchheit, die Juriſten mit Hinweiſung auf Recht, die Aerzte mit Hinweiſung auf Geſundheit lehren.

Der Staat muß aber verlangen Geſchichte, allgemeine wie vaterländiſche, dieſe aber bis in die kleinſten Stücke, Leibesübungen, vorzüglich Springen, Schwimmen, Steigen, Klettern, Rad- und Burzelbaumſchlagen, in geſchloſſenen Reihen gehen, ſich zerſtreuen und wieder leicht finden, Ringen, Werfen, Fechten, Schießen, dann Sprachen, etwas über Staateneinrichtung, über das Verhältniß des Volks zum Fürſten, Mathematik, beſonders Feldmeßkunſt und angewandte, Zeichnen, Geographie, Naturgeſchichte, Geologie, Boden- beſonders Gebirgs-

und Flußkenntniß; kurz die erſte Erziehung muß die Erziehung des **Kriegers** ſein. Zuerſt ſei der Menſch Nährmann; das lerne er von den Eltern; dann ſei er Wehrmann; das lerne er vom Staat; dann ſei er Lehrmann; das lerne er von den Univerſitäten, eigentlich von der Religion. Wie ungeſtümm man auch dagegen getobt hat, daß die Wiſſenſchaften in den Händen der Geiſtlichen waren, ſo hat man doch alle Idee der Gelehrſamkeit verkannt, indem man ſie von der Geiſtlichkeit abſonderte. Alle Gelehrſamkeit kann freilich nicht in der Geiſtlichen Händen ſein, weil die Aerzte, Juriſten, Landwirthe, Kriegsbeamte auch Gelehrte ſind, ohne Geiſtliche ſein zu können: aber ſoviel iſt gewiß, daß der gelehrte Stand nicht vom geiſtlichen zu trennen iſt, daß die Geiſtlichen ein Glied des großen Gelehrten Standes ausmachen, und gemeinſchaftlich mit andern Gelehrten ein beſonderes **Korps** ſein müſſen, wie das des Wehr- und Nährſtandes. Alle drei Stände ſind in der Regierung vereiniget; und dieſe iſt nothwendig zuſammengeſetzt aus Landwirthen, Soldaten und Gelehrten, welche drei Abtheilungen oder Collegien wieder im Fürſten ihren Vereinigungspunct haben.

Das landwirthſchaftliche Collegium beſorgt die innere Aufnahme des Landes, des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels, der Steuren, daher dieſes Collegium wieder aus Landbebauern, Handwerkern, Kaufleuten beſtehen muß. Das Kriegscollegium beſorgt innere und äußere Ruh und Ordnung, hat mithin die Policei, Straßen-, Fluß-, Schanzen- und Feſtungsbau, Truppeneinrufung, Waffenübung, ferner Politik, beſchließt Krieg und Frieden, beſorgt Magazine, Waffen rc., und beſteht mithin aus Diplomatikern, Feldherren, Ingenieren, Staatswirthen, Policeibeamten. Das Gelehrtencollegium beſchäf-

tiget ſich mit Geſetzgebung und Aufhebung, mit Einrichtung der Schulen und Univerſitäten, mit der freien Ausübung, nicht Vorſchreibung der Religion, mit Beförderung der Künſte, mit der Geſundheitspflege: muß daher beſtehen aus Künſtlern, Geiſtlichen, Aerzten, Juriſten, Pädagogen, Naturforſchern.

Univerſitäten.

Univerſitäten errichte der Staat ſoviel, als er nur im Stand iſt. Man iſt jetzt nur darauf bedacht, Univerſitäten einzuziehen, weil die Staaten nur Finanzeinrichtungen, nur Geldmaſchinen zu ſein ſcheinen. Ein ſchlimmes Zeichen für unſere Cultur, wenn jetzt weniger Univerſitäten nöthig ſind, als vor Jahrhunderten, wenn jetzt weniger ſtudieren als damals, in Zeiten, über die wir uns ſo hoch erheben, die wir hochmüthig nicht finſter, unwiſſend, roh genug ſchildern können, in Zeiten, in denen niemand leſen und ſchreiben konnte, in denen alle Wiſſenſchaften darnieder lagen — und dennoch waren in dieſen Zeiten viel mehr Univerſitäten als jetzt, dennoch war auf jeder Univerſität die Zahl der Studierenden in die Tauſende. Gewiß! es geht mit uns vorwärts! Noch wenige Jahre das Finanzregiment, noch wenige Jahre die Geiſtesſperre, noch wenige Jahre das Verbot zum Studieren, alſo das Verbot zur Verbreitung der Bildung in alle Stände, und wir ſind wieder die Barbaren, die wir vor dem Mittelalter geweſen. Es iſt unbegreiflich, daß die Regierungen dieſes nicht einſehen, daß ſie es nicht einſehen, während ſie höchlich jammern über den Mangel an brauchbaren Männern. Man kann ſich aber des Lachens oder des Jammerns über ſolch Jammern nicht enthalten, wenn man ſieht, daß es ja grad die Regierungen ſind, welche der ge-

lehrten Bildung die Gurgel abſchneiden. Da kommt ein Geſetz, ihr ſollt nicht dort, ſondern da ſtudieren; dort erſcheint gar eines, es ſoll nur der Sohn ſtudieren, deſſen Vater auch ſtudiert hat, als wenn Studierte nicht Eſel auf die Welt bringen könnten, und leider meiſt oder wenigſt Taugenichtſe bringen; hier heißt es, du ſollſt keine Erlaubniß haben, die Rechte zu ſtudieren, lerne etwas anders, dort müſſen die Studenten mitten aus ihren Studien weg zur Conſcription und ſind nun Geiſteshalblinge, hier ſind ſie nur durch drei Jahre von der Conſcription frei, wodurch den jungen Burſchen alſo von Staatswegen geſagt wird, es iſt um aus euch tüchtige Leute zu machen, nicht mehr nöthig, als dreijähriges Studium, was durchaus unmöglich iſt; dort nimmt man auf Univerſitäten Handwerksburſche, oder Jünglinge, warm von Hauslehrer weg, oder Jüngelchen von 14 — 15 Jahren zu Facultätswiſſenſchaften an, unbekümmert, ob ſie vorher auf einem Gymnaſium geweſen ſind, ob ſie die Vorkenntniſſe erlangt haben, hier macht man ſogar Leute auf ein bloßes Examen hin, bisweilen gar nur auf Einreichung eines Specimens und Einſendung einiger Karolin zu Doctoren. Wenn freilich an den Univerſitäten ſolche Ungeheuer nagen, dann wäre es beſſer, man würfe ſie vollends übern Haufen, und machte aus ihnen napoleoniſche Specialſchulen, wo jeder nur fein ſein Juriſtenhandwerk, oder Mediciner- oder Theologenhandwerk erlernte, und in allem andern unwiſſend ſich allein klug dächte, und alle andere Wiſſenſchaften verachtete, und wenn der Theolog auf die Kanzel kommt, Mediciner und Juriſten verketzerte, und wenn der Mediciner in Geſellſchaft kommt, die Religionslehrer beſpöttelte, und wenn der Juriſt Miniſter wird, nur das Jus auf Univerſitäten ſetzte, und die andern Wiſ-

ſenſchaften nur als Gefolg nebenher hinken ließe, und wenn der Miniſter Curator würde, er fein in ſeiner Weisheit dictierte, was gelehrt, wie gelehrt, was nicht gelehrt und wie nicht gelehrt werden ſollte, wie nicht die erſten Köpfe des Volkes, gleichgültig, was und wie ſie lehren, ſondern bloß diejenigen Männer gerufen werden ſollten, die zu ſeinem Syſtem paßten, ob mit oder ohne Kenntniſſe. Dann könnte man den glücklichen Staat ſehen, in dem alles, auch Wiſſenſchaften und Religion über einen Leiſten, nehmlich über den beſondern Kopf eines Menſchen, der nothwendig kein univerſaler ſein kann, geſchlagen wären. Beneidenswerther Staat! in dem alles wie ein Uhrwerk in einander greift, in dem eine Maſchine lebenslänglich ja, die andere lebenslänglich nein ſagt, wie eingerichtet. Vor allem müßte niemanden die Doctorwürde gegeben werden dürfen, als ſolchen welche die Schulſtudien laut eingereichtem, vom Gymnaſiumsdirector unterzeichnetem Zeugniß wirklich abſolviert, daß heißt, an Ort und Stelle mehre Jahre den Unterricht beſucht, und ſich nicht bloß durch ein Examen, wäre es auch noch ſo vortrefflich ausgefallen, ein Fähigkeitszeugniß erſchlichen haben, und welche doch wenigſt drei Jahre auf einer Univerſität, und ein Jahr auf der, wo ſie graduieren wollen, Vorleſungen beſucht haben. Ohne dieſes ſind Einſchleichung, Beſtechung nicht zu vermeiden, und der Doctortitel wird nach wenigen Jahren ebenſo verächtlich ſein, als jetzt der Magiſtertitel.

Es ſeien ſoviel Univerſitäten, als der Staat zu fundieren im Stand iſt; dann ſtudiere aber auch wer wolle, damit die Univerſitäten zahlreich beſetzt ſeien. Sind viele Studenten da, ſo ſammeln ſich auch viele Lehrer und umgekehrt. Dann laſſe man aber auch ſchreiben, was man

wolle. Iſt viel litterariſcher Verkehr, ſo iſt viel Eifer, viel Theilnahme, viel Streit, viel Gewinn; die Bildung macht durch die Oppoſition Rieſenſchritte. Seht England an. Wenn ein Land beſtehen kann bei der freien Aeußerung aller Meinungen, warum denn nicht andere Länder? Ja! man darf ſagen, andere Länder beſtehen eben darum nicht, weil dieſe Freiheit der Aeußerung fehlt, weil Luſt und Muth zur Bildung genommen iſt. Je eingeſchränkter ein Volk, deſto mehr Unruhen. Seht die Türkei an. Die Stütze, der Schild der Regierungen iſt die Freiheit des Volks.

Durch viele Univerſitäten haben viele Gelehrte Nahrung, es gibt daher viele: durch viele Univerſitäten bekommen viele Luſt zum Studieren, weil die Univerſität jedem nah iſt, weil das Studieren in der Nähe einer Univerſitätsſtadt Mode iſt, und daher überall Mode iſt, während in Ländern, wo Univerſitäten fern ſind, niemand weiß, daß man dergleichen, wie Studieren, thun ſollte. Der Fürſt bekommt ſo ein Volk, das ihn verſteht, daß einſieht, wenn er ruft, und aus freiem Willen gehorcht. Und nun wie viel iſt freier, einſichtsvoller Gehorſam mehr werth, als viehmäßiger!

Eine Univerſität habe alſo nicht dieſe oder jene Einrichtung, ſondern ſie ſei der Ort, wo lehren kann, wer nur immer will — wenn er ſich nehmlich als Gelehrter legitimiert hat, denn die Zünfte wollen wir erhalten wiſſen — wo gelehrt werden kann, was nur immer einer will. Damit aber dieſes nicht dem Zufall überlaſſen bleibe, ſo muß der Staat eine gewiſſe Zahl von Gelehrten anſtellen, die zu lehren verpflichtet ſind.

Außer dem Verhältniß des Gelehrten zur Univerſität, hat er noch eines zum Publicum, welches aber von der

Art iſt, daß wir es lieber ein Nichtverhältniß nennen möchten: denn dem Publicum gegenüber redet und ſchreibt der Gelehrte völlig frei, gleichſam für ſich, und nach innerem Trieb, als wenn niemand wär, der hörte, wie der Vogel ſein Lied trillert, oder der Sänger das ſeine anſtimmt. Singt und redet er nach ſeinen Geſetzen, d. h. nach ſeinem Wiſſen und Gewiſſen, ſo hat er allen Pflichten gegen ſich und das Publicum genug gethan. Denn das Publicum iſt nicht des Gelehrten Richter, ſondern deſſen Zuhörer, Zögling. Daraus folgt aber nicht, daß nicht jeder, wer er ſei, das Recht habe, Bücher zu recenſieren, wie er will; nur muß die Recenſion nicht, wie es jetzt bei unſern Recenſierinſtituten geſchieht, nur einem Recenſenten übertragen werden, wodurch der Partei- und Syſtemwuth, dem Privathaß, dem gemeinen Charakter, der Beſtechlichkeit Thür und Thor geöffnet wird. Es recenſiere wer will, es werden von jedem Buch 3—4 Recenſionen abgedruckt von Freund und Feind und Unparteiiſchen, von Petulanten und Beſonnenen; denn auch den ſchlechten Ton in der Litteratur, die Schreier und Beller muß man wie das Gute kennen lernen. Dadurch allein wird es beſſer. Ich werde einſt eine Litteraturzeitung von meinen Fächern in dieſem Geiſt herausgeben, und dadurch Geiſt und Gerechtigkeit in unſere Litteratur bringen, die jetzt völlig daraus verſchwunden iſt; ja an deren Stelle nur Parteiwuth, Intoleranz und Alleinklugheit tobt.

Akademieen.

Sind, ſo wie ſie ſind, für nichts. Der Staat hebe ſie auf, und gebe Gelehrten, von denen für die Wiſſenſchaften etwas zu hoffen iſt, Beſoldungen, mit denen ſie anfangen können, was ſie wollen. Was ein Gelehrter in

einer Akademie thun kann, das kann er auch für ſich thun. Hier iſt aber der Ort, wo Specialanſtalten nützen können. Jedes Fach habe ſeine eigene Akademie, jede ihren eigenen Director. Dieſer muß aber die gemeinſchaftlichen Arbeiten angeben, jedem Mitglied ſeinen Theil anweiſen. Dergleichen Fächer welche geſellig bearbeitet werden können, ſind vor allen die Naturwiſſenſchaften, und zwar in drei Abtheilungen, Naturgeſchichte, Mineralogie, Botanik, Zoologie, wozu Anatomie, Bergweſen; Naturlehre, Phyſik, Chemie, Aſtronomie, Meteorologie, Mechanik; Landwirthſchaft. Dann laſſen geſellige Bearbeitung zu: Sprachkunde, Geſchichte, Alterthumskunde, und Kunſt. Die Philoſophie läßt ſich nicht geſellig behandeln, weil ihre Gegenſtände nicht fertig vorliegen: Logik, Metaphyſik, Moral, Naturrecht findet man nirgends wie Naturalien, oder Kunſtwerke, oder Wörter in Kabinetten aufgeſammelt. Philoſophiſche Köpfe muß daher der Staat einzel unterſtützen.

Volksſpiele.

Bis jetzt haben wir die einzelen Anſtalten zur Volksbildung betrachtet. In jedem Staat finden ſich deren; aber nirgends eine Anſtalt, in der geprüft würde, was das Volk gelernt hat, was alle dieſe Anſtalten genützt haben. Das Volksexamen ſind die Volksſpiele. Statt dieſen Vorſchub zu thun, ſtatt ſie zu ſtiften, hat man ſich aber in den neuen Staaten alle mögliche Mühe gegeben, die Gemeindſpiele, welche ſich aus der alten, einſichtsvollen Zeit noch erhalten hatten, zu zerſtören. Und warum? Die Bürger arbeiten einen Tag weniger, verzehren Geld, und es gibt dabei oft Schlägereien. Wie erbärmlich. Dieſes alſo ſind Gründe, die Volksfreude,

die Volksvereinigung, die Idee von Angehörung an ein großes Ganzes zu zerſtören, und aus fröhlichen, vom Staat zu allem zu brauchenden Menſchen, dumme, ſchläferige, egoiſtiſche Beſtien zu machen. Wenn der Staat mit dem Egoismus vorangeht, werden die Unterthanen nicht folgen?

Uebrigens wird bei den Volksfeſten das Geld nicht mit aufgegeſſen, nicht aufgegeigt und getanzt. Es geht nur aus einer Hand in die andere, wird beweglich, lebendig, und mithin dem Staat ſogar zum Vortheil, wenn er einmal von Volksſpielen keinen andern Vortheil einſehen will, als den des Gelds. In weſſen Händen das Geld ſei, kann ja dem Staat ganz gleichgültig ſein. Wenn einer ein Bettler werden will, wird ein anderer Bettler reich; alles gleicht ſich aus.

Da jetzt ſchon die Idee von Volksſpielen verſchwunden iſt, ſo iſt es nicht genug, daß man bekannt macht; es iſt euch erlaubt, jährlich 1—2—4 mal Gemeindſpiele zu halten; ſondern man muß die Spiele einrichten, vorſchreiben, und die Zeit beſtimmen, jedoch ſo, daß ſie nie in Nachbarorten zugleich ſeien, weil ſie ſonſt nicht wechſelſeitig beſucht werden können. Denn das ſoll ja eben dadurch erreicht werden, daß auch entfernte Bürger ſich kennen lernen, und ſich unter Freuden kennen lernen. In katholiſchen Ländern ſind die Patronstage hiezu vortrefflich geeignet; in proteſtantiſchen Kirchweihen, Feſttage, auch iſt ja das Andenken an die ehemaligen Patronstage noch nicht verſchwunden.

Die Spiele müſſen ſein 1. Gemeindſpiele, 2. Amtsſpiele, 3. Kreisſpiele, 4. Vaterlandsſpiele oder Geſammtvolksſpiele. Die Gemeindſpiele ſeien an Patronsfeſten, die Amtsſpiele an Kirchweihen oder hohen Feſttagen, die

Kreisſpiele an Krönungstagen, die Vaterlandsſpiele an Schlachttagen.

Die Gemeindſpiele mögen beſtehen in Tanzen, Kegeln, Wettlaufen, Eierlaufen, Ballſchlagen, Ringelſtechen, Fechten, Ringen, Klettern und allen gymnaſtiſchen Uebungen. Die Amtsſpiele in Freiſchießen, Pferdrennen, Wägenfahren, Waffenübungen, in kleinen Gefechten, Erſtürmen der Schanze, Schwingen auf Pferden, Schauſpielen.

Die Kreisſpiele vereinigen alle dieſe Spiele; es ſeien aber dabei Waffenübungen im Großen mit mehren tauſend Mann und im Feuer, Ausſtellung der beſten Erzeugniſſe des Kreiſes an Getreid, Obſt, Vieh, Getränk, Zunftarbeiten, Kunſtarbeiten, gelehrten Arbeiten, Illumination, Kunſtfeuer, Muſiken, Seiltänzer, Springer, Taſchenſpieler, Jahrmarkt, kurz es treibe jeder, was er will. Es werden zum Gottesdienſt die erſten Geiſtlichen, die erſten Prediger des Kreiſes gewählt, Redner ſprechen zum Volk über paſſende Gegenſtände; es wird dem Fürſten Huldigung gebracht.

Die Landes- oder Volksſpiele ſeien nur zweimal im Jahr; einmal am Jahrstag der leipziger Befreiungsſchlacht, das anderemal an Oſtern als Andenken an die Hermannsſchlacht. Dieſe Spiele ſeien in der Mitte von Theutſchland auf dem höchſten Berg, dem Fichtelberg, worauf Anlagen zu machen ſind, die ich ſpäter berühren werde. Jeder Mann ſei verpflichtet, in ſeinem Leben einmal dahin zu wallfahrten. Da werden alle Spiele geſpielt, da wird alles in Bewegung geſetzt, was in Theutſchland beweglich iſt. Der Dank und das Opfer jedoch, die Gott darzubringen ſind, und die Huldigung, die dem Kaiſer geziemt, ſeien die Hauptſache. Auch ſeien die Kaiſerkrönungen bei ſolchem Feſt.

Geſelliges Leben.

Hauptgründe unſerer leichten Unterjochbarkeit ſind nicht die Zerſplitterung in viele Fürſtenthümer — ſondern die geringe Macht unſerer Kaiſer und die Art unſers geſelligen Lebens. Das erſte iſt ſchon hinlänglich beſprochen, das zweite verdiente eine genauere Unterſuchung, als es hier möglich iſt. In Frankreich, Italien leben die Menſchen mehr auf dem Markt, auf den Gaſſen als in den Häuſern, die Männer ſind, wenn Geſellſchaft iſt, unter ſich, und es wird nicht leicht ein Tag vergehen, wo die Männer ſich nicht an öffentlichen Orten ſehen, und über Männliches ſprechen. So ſondert ſich die Männerwelt von der Weiberwelt ab, jede bildet ſich für ſich aus, für ihre Angelegenheiten, und ſie kommen nur zuſammen für das, wofür Weiber und Männer zuſammen gehören, für die Liebe, Sorge für die Kinder und das Hausweſen. Was weiter geht, erfährt keine franzöſiſche oder italiäniſche Frau: wofür ſie freilich auch nicht wenig unwiſſend iſt. Dagegen in Theutſchland geben die Weiber den Geſellſchaftston an; denn ſie ſind es, bei denen die Geſellſchaften gegeben werden, zu ihnen muß der Mann, wenn er Menſchen ſehen will, oder er muß wie ein wildes Thier verkommen. Halten die Weiber die Geſellſchaften, ſo iſt es natürlich und zierlich, daß ſich alles um die Weiber dreht, daß das Geſpräch den Weibern angemeſſen ſei. Wenn es nun nicht Gewäſch wird — wir reden von den beſten Geſellſchaften — ſo geht das Geſpräch auf Tagsneuigkeiten, gut, auf Moden, auch gut, auf Gedichte und Dichter, auch gut, auf Kunſt, ſehr gut — kurz alles was in unſern Geſellſchaften abgethan wird, iſt gut, vortrefflich. Darinn lernen die Frauen, darinn lernen die jungen Männer; daher ſind unſere Frauen ohne Widerrede viel unter-

richteter, viel unterhaltender, viel ſchätzbarer als eine Franzöſin oder Italiänerin. Aber, aber! Bei allen dieſen Vortrefflichkeiten unſerer Geſellſchaft werden unſere Männer allmählich Weibermänner; Artigkeiten, Höflichkeiten, oberflächliche Berührungen der Künſte, Gedichte, ſelbſt der Tagesneuigkeiten, Zugeben von Unwahrheiten, weil das Gegentheil unartig wäre, Spuren von Empfindelei, Dienſtbarkeit, erlogene Schmeicheleien, Gewohnheit an leere Verſprechungen, Setzen von Wichtigkeit in läppiſche Ernſthaftigkeiten benehmen dem Mann alle Gedanken an das große Staatswerk außer ihm; alle Glückſeeligkeit, alles Wohlbehagen, alles Lobwürdige wird nur geſetzt in den weiblichen Umgang, der Jüngling hört nichts als predigen, wenn du willſt Sitte, Lebensart, feine Bildung bekommen, ſo ſuche Frauengeſellſchaft. Gewiß, dieſes bekommt er auch, aber ſagt mir doch, was bekommt er nicht? Er bekommt nicht männliche Stärke, nicht männliche Geſundheit, nicht männlichen Sinn, nicht männlichen Vorſatz, nicht männliche Feſtigkeit, kurz er wird ein Mann für Weiber aber nicht für den Staat. Unſer geſelliger Zuſtand macht uns zu Sklaven.

Wie iſt dem abzuhelfen? Es iſt ſchwer, den Weibern das Regiment zu nehmen, das ſie einmal an ſich geriſſen haben, und worinn ſie die jetzigen Männer vertheidigen werden, da ſie einmal ſolche Männer ſind. Es iſt ſogar ſo weit gekommen, daß der Ehre und guten Ruf aufs Spiel ſetzt, der es wagt, unſere Geſellſchaften zu tadeln. Welch einen Charakter, ſchreit man, muß der Menſch haben, der nicht gern in Geſellſchaft gebildeter Frauen iſt! Allerdings! Wenn man den Oberſatz ſo ſetzt, muß man Recht bekommen. Es iſt nicht davon die Rede, daß wir Männer ein Franzoſen- oder Italiänerleben anfangen, und unſere Weiber

wieder in den Zuſtand der Unwiſſenheit zurückſtoßen ſollen; ſondern nur davon iſt die Rede, daß die Weiber alle Geſellſchaft an ſich geriſſen haben, daß die Männer gar keinen Geſellſchaftsort haben, gar nicht für ſich und unter ſich ohne Weiber leben können.

Das Frühſtück muß bei uns der Mann mit der Frau einnehmen, den Kaffe nach Tiſch muß der Mann mit der Frau, den Thee muß der Mann abends mit einem halben Dutzend Weiber trinken, beim Abendeſſen muß der Mann die Kinder hüten, nach dem Abendeſſen muß der Mann die Kinder zu Bett ſchaffen. So geht es Montags, Dienstags, Mittwochs, Donnerstags, Freitags, Sonnabends: Sonntag muß der Mann mit der Frau und einem halben Dutzend Weiber ſpatzieren gehen oder fahren, ihnen irgendwo den Kaffe trinken helfen, und ſie der Artigkeit gemäß wieder ſicher nach Haus bringen. Dann fängt der Thee und das Abendeſſen wieder an wie am Montag, Dienstag ꝛc. Gewiß! Auf ſolche Art müſſen Helden und Vaterlandsfreunde erwachſen! So iſt es, ſagen wir, in Theutſchland. In einigen großen Städten, in wenigen iſt es auch ſo, aber da iſt es den Männern noch geſtattet, beſondere Kränzchen — welch niedliches Wort! unter ſich zu halten, wo dann mehr an den Staat gedacht wird, als ihm lieb iſt.

Dieſem Uebel ſollte abgeholfen werden. Wie? Es wird wohl eben ſo unheilbar ſein als das andere. Das Beſte, was ich wüßte, wäre daß man die alten Rathskeller, welche unſere Vorfahren aus politiſchem Sinn gegründet haben, wieder zu Ehren brächte, und es den Bürgern möglich machte, den Abend daſelbſt ohne bedeutende Koſten zuzubringen. Da müßten ſie aber nicht jeden Abend durch Anſchlag eines neuen Decrets von Verboten und Erlaubniſſen oder Steuern weggeſchreckt oder mißmuthig gemacht

werden; wodurch dann freilich ſolche Zuſammenkünfte eher den Haß als die Liebe zum Vaterland in ſich ausbrüten würden, und man ſie bald wieder zu verbieten hätte: daß dieſer Fall ſchon muß dageweſen ſein, ſcheint die Vernachläſſigung ſolcher Bürgerverſammlungen zu beweiſen. Der Bürger müßte daſelbſt Zeitungen finden, in denen ihm nicht Verbote, ſondern nur wohlthuende Staatseinrichtungen, Regierungsſorgen, edle Fürſtenhandlungen, edle und ſchlechte Handlungen ſeiner Mitbürger bekannt gemacht würden. Die Regierung wird aber nicht den Zeitungsſchreiber ſelbſt machen wie Napoleon; ſonſt möchte die Zeitung bald den Credit verlieren, und gegen ihren Zweck unangenehme und unedle Neuigkeiten hervorbringen.

In Handelsſtädten iſt die Börſe etwas dieſer Art. So lang wir aber kein Forum, wie die Alten haben, ſo lang die Staatsgeſchäfte, deren Natur Oeffentlichkeit erlaubt, verheimlicht werden, ſo lang wir keine Volksredner haben, ſo lang es bedenklich iſt, alles zu ſagen, was man will; ſo lang wird bei uns die Vaterlandsliebe nicht erwachen, ſo lang werden wir das Spiel von Fremden und unſerer weibiſchen Erziehung bleiben.

An eine Veränderung des geſelligen Verhältniſſes der Weiber zu den Männern iſt nicht zu denken, wenn auch gleich beide Geſchlechter dabei gewinnen ſollten. Um nicht einen Mohren zu waſchen, laſſen wir es gehen.

Truppenaufgebot.

Alle theutſche Aufrufe an das Volk und die Fürſten, von der aus Kaliſch von Alexander dem Befreier und Fr. Wilhelm dem Helfer an, welche, wenn wir uns recht beſinnen, nicht einmal in die Zeitungen des ehmaligen Rheinbundes aufgenommen worden, bis auf die letz-

ten waren Meiſterſtücke; ernſt, männlich, wahr, tief ge- fühlt, ins Herz und in die Vernunft dringend, erhielten ſie allgemeinen Beifall, rührten Männer zu Thränen, be- geiſterten die Jugend — aber ſie haben nichts geholfen. Da ich hinter der franzöſiſchen Armee wohnte, wohin den- noch alle Aufrufe drangen, ſo kann ich von den Gründen ihrer Unwirkſamkeit urtheilen. Sie verlangten Abwerfung des Jochs, Ergreifung der Waffen. Jedermann hat auch gebrannt vor Begierde, es thun zu können, aber der Stein, den die tapfern, großmüthigen Ruſſen von den Preußen abgewälzt hatten, lag noch ſchwer auf uns. Niemand konnte die Waffen ergreifen, ohne augenblicklich niederge- ſchoſſen zu werden. Alles was geſchehen konnte, war, daß ſich einzele, aber auch nur einzele durch die Franzoſen durchſchlichen, um zu den Preußen zu kommen. So wie es ihrer viel waren, erregten ſie Verdacht, wurden ange- halten, und endlich mußten gar die Päſſe verweigert wer- den. Daher war die allgemeine Stimme: ſchickten doch die Preußen nur einige Reiter, oder die Ruſſen nur ei- nige Koſaken, ſo würde alles aufſtehen. Dieſe kamen end- lich auch, aber ſie überließen es dem guten Willen derer, welche die Waffen ergreifen wollten. Das konnte nicht wirken, es war nicht die rechte Maßregel, man wollte ſcheinbar gezwungen ſein, um ſich vor den Franzoſen, die ja jeden Tag kommen, und an uns Rache nehmen konn- ten, entſchuldigen zu können. Das war die allgemeine Stimme: zwingt uns! Nehmlich macht nur einen An- ſchlag folgenden Innhalts: „Jetzt iſt die Zeit da, das Joch abzuwerfen. Mehr brauchen wir euch nicht zu ſagen. Es haben ſich daher alle Männer von 16—60 Jahr heut um Ein Uhr auf dem Mark zu ſtellen, um ab- und einge- theilt zu werden. Wer nicht kommt, wird der Rache ſei-

ner Mitbürger übergeben, wer ſich widerſetzt, wird billig erſchoſſen.“ Es wäre keiner weggeblieben. Dann wäre ein Officier vor ſie geritten, und hätte gerufen: Ledige vor! Dieſe hätte er abgeſondert, auf einen eigenen Platz geführt, aus ihnen wieder die Angeſtellten, Studierten, Künſtler, Handwerker abgeſondert, ſie in Compagnieen abgetheilt, ihnen die Officiere theils gegeben, theils ſie wählen laſſen, und ſie dann nach Haus geſchickt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Den andern Tag hätten ſie rückwärts marſchieren müſſen. So hätte man es von Dorf zu Dorf machen müſſen. Die Verheiratheten hätte man auch gleich auf der Stelle in Compagnieen abgetheilt, ihnen Anführer gegeben und ſie dann nach Haus geſchickt auf die Zukunft. Auf dieſe Art hätten einige tauſend Mann bis an den Rhein ſtreifen können, würden überall gute Aufnahme gefunden haben, die Rheinbündtler hätten ſich ſammt und ſonders zur theutſchen Sache geſchlagen, und eh neue Franzoſen über den Rhein waren, hätte man einige hunderttauſend Mann auf den Beinen gehabt. Freilich durfte man ſie nicht am Rhein ſtehen laſſen, man hätte ſie bis nach Preußen zurückführen und da bewaffnen und üben müſſen. Wäre dann auch eine Schlacht bei Groß-Görſchen verloren worden, ſo war nichts verloren; wenige Wochen nachher konnten die Hunderttauſende in die Linie treten. Ruſſen und Preußen haben nicht gewußt, was der Scheinzwang hilft.

Ganz daſſelbe Verhältniß findet jetzt bei den Schweizern ſtatt. Man darf gewiß nicht darauf rechnen, daß ſie Truppen ins Feld ſtellen. Fordert man ſie aber, ſo werden ſie nichts entgegen haben, wenn ſie auch eben keiner theutſchen Begeiſterung fähig ſind. Kommen Franzoſen in die Schweiz, ſo zwingen ſie ſie ſicher, mitzugehen.

Man muß es daher auch thun. Den Völkern muß man nie etwas ſelbſt zu thun überlaſſen, weil keiner unter ihnen zuerſt aufſtehen kann, und wenn auch, weil keiner dem andern befehlen kann, weil der Meinungen zuviel ſind, als daß ſie übereinſtimmen ſollten, weil auch die Menſchen getrennt ſind, und es nicht verſtehen, ſich zu vereinigen. Geheißen müſſen alle Völker werden, und ſagen muß man ihnen, in die Hände geben muß man ihnen, was ſie thun ſollen. Stellt uns nur an, gebt uns nur Arbeit, ſagen ſie, und wir wollen gern arbeiten. Ein Gleiches iſt mit den überrheiniſchen Provinzen. Man weiß, wie Theutſch die Niederländer, Kölner, Trierer, Mainzer, Pfälzer ſind; aber können ſie es denn wagen, gegen die Franzoſen aufzuſtehen? Man muß ſie auch nicht bloß aufrufen, ſondern ſie einrichten. Die Elſäßer und Lotharinger müſſen wieder einige Jahre mit ihren theutſchen Brüdern leben, eh man ſie bewaffnen kann. Sie haben leider ſchon in den wenigen Jahren ihr väterliches Haus vergeſſen, und müſſen wieder einige Zeit darinn ſtehen, um ſich nach und nach wieder zu erkennen, daß ſie Theutſche ſind.

Eh Paris erobert iſt, können ſich die Burbone nicht zeigen. Die Franzoſen dürfen vorher keine Anhänglichkeit äußern, ſie werden jene ſtumm empfangen, und dadurch iſt viel geſchadet. Die Art des erſten Eindrucks entſcheidet. Man muß aber auch nicht glauben, daß die Franzoſen von freien Stücken für die Burbone die Waffen ergreifen. Auch ſie müſſen durch beſondere Leute in Reih und Glied geſtellt werden.

Ein Hauptgrund — abgeſehen vor der politiſchen Gefahr — daß dieſe Aufrufe nichts bewirkten, war der Mangel an militäriſcher Bildung; dem muß alſo abgeholfen

ſen werden. Jetzt geſchieht es am beſten durch die Einrichtung des Landſturms, aus dem man nach Nothdurft die ledige Mannſchaft herauszieht. Es wird aber die Stimmung für das Soldatwerden verdorben, und der Zweck, den Eiſer zu einem allgemeinen zu machen dadurch verfehlt, daß man bei der alten Art, Soldaten auszuheben bleibt, daß man looſen läßt, und nur wenige fortſchickt. In dieſe Leute kann nothwendig keine Begeiſterung kommen, wenn ſie ſehen, daß die Rettung des Vaterlands nicht allen zur Pflicht gemacht wird, daß ſie nicht Vaterlandsvertheidiger wie alle, ſondern eben nur Soldaten ſein ſollen, die ſich vor den andern und für die andern ſollen todtſchießen laſſen. Man ſollte zur Landwehr keineswegs looſen; ſondern alle ledige, wenn man zu große Störung in den Staatsgeſchäften befürchtet, mit Ausnahme der Angeſtellten, ſeien Landwehr, nicht bloß dem Namen nach, ſondern in der That, d. h. alle werden in Reih und Glied geſtellt, bewaffnet, lernen die regelmäßigen Bewegungen ꝛc. Man theile dieſe aber ſo in Bataillone ab, daß diejenigen, welche am leichteſten abkommen können, zuſammen kommen, und dieſe laſſe man dann zuerſt ins Feld rücken. Keiner wird nun davon laufen, wie es jetzt doch wohl noch geſchieht; denn jeder ſieht, daß ihm ſein Nachbar morgen nachfolgen kann. In der Folge muß aber die allgemeine Bewaffnung für ewige Zeiten eingerichtet werden.

Dazu ſind aber allerlei Einrichtungen nöthig. Vor allem muß der Adel wieder zu ſeiner alten Beſtimmung zurückkehren, nehmlich geborner Soldat zu ſein. Es iſt gar kein Zweifel, daß der Idee nach der Adel der Anführer der Soldaten iſt; man murrt mit Unrecht dagegen. Aber dann muß auch die Kriegskunſt des Adels Beſchäfti-

gung, und einzige Beſchäftigung ſein. In unſern Zeiten hat der Adel dieſe ſeine herrliche und erhabene Beſtimmung, welche ihm mit Recht im Militär- und Hofdienſt, aber eben darum unmöglich im Civildienſt — den erſten Rang anweist, völlig vergeſſen, hat ſtatt Kriegskunſt zu lernen, entweder ſeine Felder ſelbſt geackert, oder die Rechte ſtudiert, und dadurch geſucht, auch die höchſten Civilſtellen im Staat zu erhalten, wie er durch eine verjährte Gewohnheit und ein bei den Fürſten gebliebenes dunkles Gefühl von des Adels Beſtimmung, auch noch die höchſten Militärſtellen erlangt; obgleich er leider ſich nicht mehr auf dieſes Studium legt, als andere, und daher auch dieſe Stelle nicht mehr verdient. Wer ſeine Beſtimmung vergißt, muß auch das Amt nicht wollen. Es iſt daher Unrecht, daß man auch jetzt in unſerer ſchweren Zeit, wo jeder gleiches Opfer dem Staat und dem Fürſten gebracht hat, wo jeder von der Kriegskunſt gleichviel weiß, oder vielmehr nicht weiß, ja wo das Verdienſt der Bürgerlichen größer iſt, als welche die Kriegskunſt aus eigener Einſicht, aus Liebe für Staat und Fürſten, aus innerem Drang ergriffen haben, während der Adel ſeine alten, angeſtammten Verpflichtungen auf die Seite geſetzt hat; es iſt daher ſagen wir jetzt Unrecht, und vielleicht noch etwas mehr, daß man an manchen Orten ohne weiteres den Adel als Officiere erklärt, bei Soldaten, die jetzt nicht aus Baurenburſchen, wie ehmals beſtehen, ſondern aus Männern der höchſten Bildung, des höchſten Ranges, aus der Blühte und der Krone des Staats, aus Regierungsgliedern, Beamten aller Art, Gelehrten, Profeſſoren, alſo aus Edlen, unter deren Ruthe geſtern der muthwillige, nichts von Kriegskunſt, ſeinem eigentlichen Handwerk, wozu er auf der Welt iſt, ahnende und wollende

Junker geſtanden, und die nun heute ſich ſollen von ihm ab-hunzen und durch Flüche zurecht weiſen laſſen, deſſen Unwiſſenheit und Uebermuth alſo einſichtsvolle Männer ſollen ihr Leben, das Wohl ihrer vielleicht zahlreichen Familie, das Wohl ihres Staats, für das ſie ſo beſorgt ſind, daß ſie, weit über die Soldatenverpflichtung hinaus, dennoch freiwillig ſich zum Opfer bringen, und gemeine Soldaten werden, anvertrauen. Und ſolche Soldaten ſollen nicht auch von Ihresgleichen, nicht auch von vollendeten, gebildeten Männern, ſondern von leichtſinnigen, adelichen Knaben, auf denen die Umgehung ihrer Beſtimmung haftet, gegen den Feind geführt werden! Welche Vaterlandsliebe, welche Liebe für den Fürſten, welch allgemeiner Sinn kann dabei erſtehen.

Dieſer unſer Eifer geht bloß auf das Verfahren in unſerer großen Zeit. Wir haben ſchon geſagt, daß dem Adel nicht bloß mit Recht, ſondern mit Pflicht und Geburt die Officiersſtellen gebühren. Iſt aber dieſes der Fall, ſo muß er ſich ſeiner Pflicht bewußt ſein, und das lernen und werden, was er ſoll, oder von den Anſprüchen des Adels abgehen. Will ein Adelicher ſeine Güter ſelbſt bauen, gut; dann habe er aber auch nicht mehr Rechte als jeder andere Güterbauer, will er des Rechts pflegen und Beamter werden, gut; dann mache er aber nicht mehr Anſprüche als ein Beamter. Will er aber Officier werden, dann ſtudiere er auf Gymnaſien, dann auf Univerſitäten mathematiſche, phyſikaliſche, naturhiſtoriſche, geſchichtliche, und endlich die eigentlichen Kriegswiſſenſchaften; und dann verlange er, daß man ihn einem Bürgerlichen, der gleichviel als er weiß, auch wenn er mehr wüßte, vorziehe, kurz, daß, wenn man nur zwei Officierſtellen hätte, er der Officier würde und nicht der

andere: denn ſein Handwerk iſt, Soldat zu ſein, immerwährender Soldat zu ſein; der Bürgerliche aber iſt es nur für die Zeit des Kriegs.

Der Adel bildet alſo in Friedenszeiten das ſtehende Heer des Fürſten: Militärakademieen ſcheinen uns nicht dem Zweck gehörig zu entſprechen. Der Officier ſoll nicht bloß ſein unmittelbares Handwerk kennen, ſondern ein Gelehrter überhaupt ſein; wie ein Juriſt nicht bloß Rechtshandwerker, ein Geiſtlicher nicht bloß Kirchenhandwerker, ein Arzt nicht bloß Heilungshandwerker iſt, ſondern jeder ein Gelehrter, der als Menſch gebildet iſt, ſo der Officier. Er muß daher, eh er ſeine Standeswiſſenſchaften lernt, die humaniſtiſchen abſolviert haben, kurz, er muß ſtudieren, wie jeder andere Gebildete, und zuletzt die Kriegskunſt lernen, wozu auf jeder Univerſität eine beſondere Facultät ſein muß. Studieren die Officiere auf Univerſitäten, ſo erhalten ſie von andern Wiſſenſchaften auch Kenntniß und Achtung für ſie. Dieſe Wiſſenſchaften ſind den Officieren überdieß noch ganz insbeſondere nöthig, weil es nicht ſelten Officiere ſind, denen die Verwaltung eines beſetzten Landes, denen ein diplomatiſches, Gränzen berichtigendes Geſchäft übertragen wird, wobei ſie ſich ſodann entweder bloß ungeſchickt, oder ſelbſt für ihr Land zu großem Schaden benehmen, wenn ſie nichts wiſſen als einen Haufen Leute zu führen.

Dieſe Militärſtudenten abſolvieren wie andere, ſuchen Anſtellung wie andere, practicieren oder vicarieren anfangs bei einem Oberſten ꝛc. wie Juriſten oder Theologen, und werden endlich, wenn Platz iſt, wirklich angeſtellt.

Ihre Praxis beſteht in der Einübung der Jugend, welche ſich drei Jahr lang, zwiſchen dem 16. und 30. Jahr zu den Waffenübungen zu ſtellen hat. Man muß den Leu-

ten einen Spielraum zur Wahl dieſes Geſchäfts laſſen, damit ihre private Verhältniſſe nicht geſtört werden. Wer ſich bis zum 30. Jahr nicht geſtellt hat, wird dann mit Gewalt genommen, was ihm zu großem Schaden gereichen kann. Drei Jahr lang muß jeder, ſich nicht bloß etwa ſonntäglich, ſondern täglich in den Waffen üben; d. h. er muß wirklich Soldat ſein, ſich von ſeiner Heimath entfernt in irgend einer Beſatzung befinden Man muß die Leute wenigſtens jedes Jahr verſetzen und zwar an die verſchiedenſten Orte Theutſchlands, damit ſie verſchiedene Sitten kennen lernen, und ſich vom Haus entwöhnen. Man muß aber die Leute eines Orts beiſammen laſſen, und die Compagnieen müſſen den Namen vom Ort, die Bataillone oder Regimenter vom Amt, woher ſie ſind, führen. In Schlachten eifert es ſehr an, wenn es heißt das Regiment dieſer Gegend, die Compagnie dieſes Ortes hat ſich ausgezeichnet.

Auf dieſe Art iſt jeder Bürger Soldat geweſen, und der Soldatenſtand iſt nicht mehr die Strafe ungezogener Burſche, und mithin verachtet. Man muß aber niemand länger als drei Jahr behalten, damit der Arbeit und der Bevölkerung die Männer nicht entzogen werden. Nach dem Abſchied iſt jeder bis zum 40. Jahr verbunden, jeden Sonntag ſich zur Waffenübung zu ſtellen. Dieſes muß aber nicht ſo ſtreng ſein, daß deßhalb die Männer nicht verreiſen dürften. Nur wer zu Haus iſt, ſtellt ſich. Wer über 40 Jahr iſt, thut genug, wenn er ſich alle Monat ſtellt, bloß um die Uebungen nicht zu vergeſſen, um etwa neue Erfindungen in der Kriegskunſt zu lernen, und um die Waffen nicht verroſten zu laſſen, oder ſie gar zu verlieren.

Politik und Moral

Wir Theutſche trennen die Moral von der Politik, und ſind bereits ſo vermoraliſiert, daß wir in der Regel das für unmoraliſch halten, was politiſch iſt. Es kommt daher, daß ſich die Philoſophie einzig der Moral angenommen, aber die Politik, welche bei den Alten einen ſo wichtigen Theil der Philoſophie ausgemacht hat, verloren hat. Die Franzoſen wiſſen beſſer, woran ſie hierinn ſind. Gewiß iſt: Politik und Moral können nicht getrennt ſein, auch kann weder die Moral der Politik untergeordnet ſein wie bei den Franzoſen, noch die Politik der Moral, wie bei uns; ſondern beide haben gleichen Rang, oder vielmehr, was politiſch iſt, iſt auch moraliſch, und was moraliſch iſt, iſt auch politiſch. Es iſt gar kein Zweifel, daß gegen Menſchen, die in ein anderes Land ziehen, um es zu verheeren oder um ſeinem Volk die Freiheit zu rauben, in moraliſcher Hinſicht alles erlaubt iſt, was man gegen ſie anwenden mag, wie gegen eine Hyäne, welche unſern Viehſtand erwürgt; vielmehr gibt es keine Geſetze der Moral, welche hierinn ſprechen: denn ob ich eine Hyäne auf freiem Feld erſchieße, oder in einen Stall locke und ſie darinn einſperre, alſo durch freundliche Vorſpiegelungen betriege, iſt gewiß weder moraliſch noch unmoraliſch; auch iſt gegen die Hyäne keine Pflicht verletzt, wenn ich, ſtatt ſie mit einem Streich todt zu ſchlagen, ihr Klaue für Klaue, Ohr für Ohr abhaue, — aber gegen mich habe ich Pflichten verletzt, die Pflicht der Menſchlichkeit, die Pflicht einen menſchlichen Charakter zu behalten, und ihn nicht durch Grauſamkeit, durch unnöthige Marter ſo abzuhärten, daß er ſelbſt den andern Menſchen gefährlich werden könnte. So alſo auch gegen den Feind im Krieg. Gegen ihn gibt es keine Moral, ſie ſchweigt, aber gegen

uns gibt es eine. Grad ſo ſpricht die Politik. Wir müſſen die Vorſchriften der Politik befolgen — auch mit unſeren augenblicklichen Nachtheil, nicht wegen dem Feind, ſondern wegen uns. Es iſt unmoraliſch, Verträge mit dem Feind zu ſchließen, um ihn im Vertrauen zu fangen, nicht weil wir eine Pflicht gegen ihn verletzen — wir ſind dem Freiheitsräuber keine ſchuldig, ſo wenig als dem Mörder im Wald — ſondern weil wir eine gegen uns verletzen, indem wir Treu und Glauben vor uns ſelbſt, vor den andern Völkern der Welt, mit denen wir doch leben wollen und müſſen, und ſelbſt vor dem Feind, inſofern er wieder unter die friedlichen Völker zurücktritt, verlieren, und daher zu befürchten haben; daß entweder dieſe Völker ſelbſt unſern Untergang als Unwürdige beſchließen, oder wir ſelbſt aus innerer Verderbtheit uns aufreiben. Gleiche Gründe verbieten uns Grauſamkeit, ſchlechte Behandlung der Gefangenen ꝛc.

Die Moral verbietet uns aber nicht, einen bewaffneten Franzoſen, wo er auch ſein, todt zu ſchlagen. Es iſt nichts lächerlicher, als die mitleidige, weibiſche Behauptung: „die armen Franzoſen können ja nichts dafür, ſie ſind gezwungen, nur Napoleon muß man todt ſchlagen“. So wenig iſt politiſches Verſtändniß unter uns, daß wir den Fürſten vom Volk trennen, daß wir nicht einſehen, daß Anführer und Heer ein Leib ſind, den man verwunden muß, wo man ihn trifft. Freilich wär es beſſer, wenn man ihm ſogleich den Kopf abſchlagen könnte ſtatt der Hare oder der Klauen; allein man haut natürlich das am leichteſten ab, was das Aeußerſte iſt, alſo die Glieder. Wer die Beine nicht abhauen will, weil der Kopf geſündiget hat, dem wird der Kopf auf den Beinen davon laufen, und ihn als einen Narren oder Dupper ſtehen laſſen. — Gegen den

Feind iſt alles erlaubt, wodurch man ſich — im Syſtem der geſammten Politik — nicht ſchadet. Es iſt aber nicht erlaubt, das zu thun, was zwar augenblicklichen Vortheil bringt, aber mit der geſammten Politik im Widerſpruch ſteht — wohin wir vorzüglich das Brechen der Verträge rechnen. Wenn man eine ganze Franzoſenarmee vergiften könnte, was wäre denn Unmoraliſches daran! Unſere Erziehung muß ſtatt eine moraliſche auch eine politiſche werden.

Religion.

Ohne Religion, ohne Gefühl für das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, ohne Einſicht in die gänzliche Unterordnung des erſten unter das letzte, ohne völlige Ergebung in die ewigen, unabänderlichen, guten Beſchlüſſe deſſelben iſt der Menſch ein Taugenichts. Wer nicht von Gott lernt Gehorſam, Beſcheidenheit, Vertrauen, Treue, Liebe, Hoffnung, der hat keine Stärke, Gefahren zu trotzen, keinen Sinn, ſich einem ſyſtematiſchen Ganzen unter zu ordnen, und andere Menſchen zu ehren. Die Religion iſt ein weſentlicher Charakter der Menſchheit — ohne Gott, kein Menſch!

Aber eben darum, weil die Religion der Menſchheit angehört, gehört ſie nicht dem Staat an — es gibt keine Staatsreligion, ſondern Menſchheitsreligion.

Daher hat ſich die Religion auch nie an Staaten gekehrt, ſich nie in die Gränzen eines Staats einſchließen laſſen, und ſich dermaßen höher als der Staat geachtet (oder vielmehr der Staat ſelbſt hat ſie von jeher höher als ſich ſelbſt geachtet, weil er ſich wegen ihr in die heftigſten Kriege verwickelt, weil er ſich wegen ihr ſelbſt in mehre Staaten aufgelöst hat), daß ſie nie fragte, wenn ſie ein-

zog, iſt hier ein Staat oder nicht, iſt es ein Staat oder ſind es viele; ſondern nur ſind Menſchen da? Das Chriſtenthum hat ſich über eine Menge Staaten ausgegoſſen, der Mohammedanismus ebenfalls, und ſo jede Religion; nachher haben die ſich bildenden Staaten gethan, als wenn die Religion ihnen gehörte, als wenn ſie ihr ihren geneigten Beifall geben müßten, um bleiben zu können. Religion und Staat, wir wiederholen es, ſind alſo zwei ganz verſchiedene Verhältniſſe der Menſchen, die gar nichts mit einander gemein haben, und wovon jene eben ſo hoch über dieſem ſteht, als Gott über der Menſchheit.

Der Staat muß es daher nicht wagen, an die Religion zu rühren, er muß es nicht wagen, zu decretieren: dieſe ſoll die Staatsreligion ſein, jene ſollen geduldet werden; noch viel weniger muß er ſich in religiöſe Anordnungen, Gebräuche ꝛc. miſchen, Dinge, die ihn nichts angehen, die ſich von ſelbſt aus der Menſchheit, aus den geheimen Gefühlen des Menſchen entwickeln. Was ein Menſch von Gott fühlt, wie er dieſes Gefühl ausdrücken mag, geht niemanden etwas an, was er für Lehren vom höchſten Weſen aufſtellen oder glauben mag, geht niemanden etwas an — verſteht ſich, wenn er nicht dadurch von Bürgerpflichten, z. B. in Krieg zu ziehen, Steuer zu geben, abgehalten wird — mehr als dieſe zwei Pflichten ſcheint der Bürger nicht zu haben.

Läßt der Staat die Religion als ein höheres Inſtitut für ſich ſchalten und walten, ſo fällt aller Zwieſpalt zwiſchen Staaten, oder in einem Staat weg. Daß man dieſe Regel nicht beobachtete, war Urſache, daß faſt in allen Staaten die fürchterlichſten Kriege, Feindſchaften, Zerreißungen entſtanden. Die Staaten wähnten, es ſtehe ihnen zu, Religion einzuführen oder zu verbannen, Gebräuche

vorzu-

vorzuſchreiben oder zu verbieten. Gott hat ſie jedesmal für ſolchen Frevel an ſeinem Eigenthum geſtraft.

Anwendung auf unſer theures Vaterland. Der dreiſigjährige Krieg war eine Mißgeburt des unſeeligen Wahns, eine Staatsreligion haben zu wollen oder zu müſſen. Daß dieſer Wahn uns arme Theutſche entzwei geriſſen hat, daß aus dieſer Sonderung in zwei Hauptreligionen alle Trennung der theutſchen Fürſten, vorzüglich ihr Streben, vom Kaiſer, ihrem Schutz loszukommen, entſprungen iſt, hat man in nnſerer Zeit, wo jeder Theutſche nach Vereinigung ſeufzt und ſchreit, in allen Winkeln Theutſchlands geprediget. Aber ein taugliches Mittel dagegen hat kein Menſch vorgebracht. Die einen riethen Rückkehr der Proteſtanten zur Mutterkirche, der katholiſchen, die andern ſchlugen eine Art Vergleich vor, wobei jede Kirche etwas nachlaſſen und annehmen ſollte, und noch andere wollten es bei der Trennung laſſen, indem ſie, wie es ſchien, bloß die Widerſpenſtigkeit beider Theile dabei im Aug hatten. Dieſe haben auch allerdings recht; denn mit der an allen Ecken ausposaunten und angehefteten Toleranz ſteht es ſo ſchlecht, daß, fiel ein einziger Funken, der dreiſigjährige Krieg aufs neue losbräche, und beide Partheien ſich mit derſelben Wuth zerfleiſchen würden, wie vor kaum 200 Jahren.

Von Ausſöhnung, Vergleichung ꝛc. bei Religionen zu reden, heißt die Religionen nicht kennen, heißt ſie wie Staatsverträge anſehn, die man willkührlich abändern kann. Dieſe ſind aber Verträge von Menſchen mit Menſchen, jenes ſind Verträge Gottes mit Menſchen, und fallen nimmermehr unter die Entſcheidung eines Staats. Was übrigens die Trennung oder Verſchiedenheit der Religionen betrifft, ſo würden wir auch dafür ſtimmen, daß

Katholicismus und Proteſtantismus in Theutſchland neben einander fortdauern ſollen, wenn dieſes Stimmen irgend zu unſern Rechten oder Verfügungen gehören könnte, und zwar aus einem ganz ſchlechten Grund (damit der Einzele nach Nothdurft zu dieſem oder jenem ſeine Zuflucht nehmen kann) — denn einen guten wüßten wir nicht aufzufinden, da unſere Religionstrennung ganz gewiß Urſache alles unſers Unglücks, unſerer innern Entzweiung, unſerer lockern Verbindung mit dem Kaiſer, unſerer endlichen Unterjochung war, und ſicher Urſache nachfolgender, bald nachfolgender, ja ſogleich nach dem Frieden gewaltig und ſtürmend hereinbrechender Uneinigkeiten, Losſagungen, Aufkündungen vom Gehorſam, Rangſtreitigkeiten, und wie die Furien alle heißen, welche ſeit der Religionstrennung über Theutſchland ſchweben, ſein wird, wenn — könnt ich es als Theutſchlands Herold ſo laut rufen, daß alle im Oſten und Weſten, Süden und Norden ſchlafenden Theutſche davon aufgeſchreckt würden — wenn, hört es! wenn dieſe Religionen Staatsreligionen bleiben.

Erklärt, daß die Religion nicht zur Behörde des Staats gehört, ſo ſind in Theutſchland nicht mehr zwei Religionen; es iſt keine mehr darinn, ſie ſind in der Menſchheit.

Aber, wird man ſagen, ſollen wir einer fremden kirchlichen Macht, z. B. dem Papſt Rechte in unſern Landen einräumen? Wer keinen Boden in eurem Land und keine phyſiſche Macht darinn hat, hat auch kein Recht darinn. Der Papſt hat nur Recht auf Religionsgebräuche, und dieſe können euch wohl gleich gelten. Billig ſtehe einer Religion ein Oberhaupt vor, damit Einheit und Frieden bleibe: denn eine Religion mit beſondern Oberhäuptern

in jedem Land, wird bald nach den Staatszwecken umgemodelt werden, und nichts weiter als eine Staatsanſtalt wie jede andere, z. B. Poſtweſen, Steuerweſen ſein, und wird noch früher gar eine Finanzanſtalt oder eine Gängelanſtalt werden, alſo keine Gottesanſtalt mehr ſein. Der Staat habe keine Religion, denn er zerſtört ſie. Was die von den Staaten unabhängige Religion für Wohl und Sicherheit den Staaten erweist, wie ſie die einzige Mauer gegen Deſpotismus und Univerſalmonarchie iſt, habt ihr doch alle mit Erſtaunen und in Demuth an dem heiligen, ruhigen, unblutigen Kampf Pius des Siebenten mit dem franzöſiſchen Deſpoten, mit dem Weltnarren geſehen, und erkannt und geprieſen, und darum dieſen Papſt ſchon bei ſeinem Leben als Märtyrer verehrt und als Heiligen canoniſiert.

Es folgt aber aus dem Geſagten nicht, daß der Staat an der Religionsausübung keinen Theil nehmen ſoll. Er ſoll ſich nur nicht darein miſchen, ſondern Theil nehmen, wie jeder einzele fromme Menſch. Er kann allgemeine Gebette wünſchen, kann ſeine Krieger in die Kirche führen, ſoll die Fahnen weihen laſſen ꝛc., dadurch zeigt der Staat dem Volk, daß er ſeine Religion anerkennt und ehrt, nicht durch Einſchränkungen, Anordnungen, Verbietungen des Ritus, der ihn, ſo fühlt es das Volk, nichts angeht. Was der Staat mit der Religion zu thun hat, iſt völlig gleich dem, was der einzele Menſch damit zu thun hat, nicht zu befehlen, ſondern ſich Troſt zu holen, nicht mit Gewalt zu ändern, zu zertrümmern oder aufzubauen, ſondern etwa Vorſchläge zu thun. Es war daher ein großer Fehler, daß man ohne Schonung die Klöſter zerſtörte, die Geiſtlichen als Tagdiebe herunterſetzte, ihnen den Bettelſtab gab, und ſie aus dem Land jagte. Solche Sünden

werden früh oder ſpät beſtraft, und leider ſind ſie bei uns ſchon fürchterlich beſtraft. Da, kann man ſagen, hat Gott die Strafe auf dem Fuß nachgeſchickt. Wo ſind nun die den Klöſtern genommenen Reichthümer? Zum Theil in den Händen der Juden, zum Theil zerſplittert, um die Zertrümmerung des Alten, Ehrwürdigen zu unterſtützen. Wo ſind die vielen Bibliotheken, Naturalienſammlungen, phyſikaliſchen Apparate der Klöſter? Jene ſind pfundweis an Käskrämer verkauft, dieſe ſtecken in Reſidenzen zur Pracht auf einander gehäuft, wo ſie höchſtens einigen wenigen die Zeit vertreiben, während ſie vorher, in vielen Gegenden vertheilt, allgemeinen Unterricht beförderten. Wo ſind die prächtigen Kloſtergebäude? Einige ſind ſtockende Fabriken für ein Spottgeld gekauft, andere und zwar die meiſten folgen den alten Burgen nach, um früh als Zeugen unſerer aufgeklärten Zerſtörungswuth zu ſprechen. Die Klöſter waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die welche es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unſere Staaten doch einmal alles nur inſofern dulden wollen, als ſie Geld aus ihm preſſen können. Aber hätten denn die Klöſter nicht auch ſtehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Beſtimmung? Waren ſie es denn nicht, welche zuerſt den Boden bauten, das Volk unterrichteten, die unwiſſenden Fürſten leiteten, ihre Geſchäfte führten, eine milde Religion, mit ihr Sitte, Wiſſenſchaft brachten? Was wären wir denn ohne unſere Klöſter? Gewiß noch halbe wilde Germanen! Hat denn die neue Welt keine Gefühle mehr für Dank, für ehrwürdiges Alter? Will ſie denn die Greiſe umbringen, weil ſie nicht mehr arbeiten können? Sieh! da ſchreit einer: die Päpſte, die Klöſter, die Pfaffen haben auch viel Unglück angerichtet, haben nach der

weltlichen Herrſchaft getrachtet, haben die Religionslehren entſtellt, haben ihr Weſen in äußere Gebräuche geſetzt, haben das Volk abſichtlich in Unwiſſenheit gelaſſen, haben Kaiſer und Könige mißhandelt, haben ein ſittenloſes Leben geführt, haben — — Sag mir doch, weißt du einen Stand, in dem nicht Menſchen daſſelbe und noch viel Schlimmeres gethan haben? Würdeſt du nicht auch Kaiſern und Königen befehlen wollen, wenn du könnteſt? Iſt es denn wahr, daß alle Handlungen der Päpſte und Geiſtlichen immer ſchlechte Abſichten hatten, wie es nun Mode zu ſchwatzen iſt? Soll denn ein Papſt, der Oberhaupt von vielen Millionen Chriſten iſt, die über die ganze Erde, in alle Staaten verbreitet ſind, und von allen Staaten Neckereien ohne Zahl erleiden, weil dieſe Staaten ſich einbilden, es gehöre alles, auch Gott ſelbſt vor ihr Forum, ſoll ein Papſt keine Politik haben? Wahrlich! es iſt jämmerlich das Geſchrei unſerer Kirchenhiſtoriker; denn es iſt das Geſchrei wie von unverſtändigen Kindern!

Wenn einmal der Staat nur Geld von den Klöſtern haben wollte, ſo mochte er ſie mehr beſteuren; wenn er aber den Nutzen von ihnen wollte, den ſie wirklich leiſten können, ſo mußte er ihnen die gehörige Einrichtung geben. Wie viele Klöſter wollten Erziehungsanſtalten, Schulen anlegen — durften ſie denn? Man wollte alſo nicht ihren guten Willen, man wollte nicht ihren Nutzen — man wollte nur ihr Geld, und um dazu zu gelangen, tödtete man die Bienen, wie ungeſchickte Zeidler. Mit welch ſchönem, weiſem, wohlthuendem Beiſpiel geht auch hierinn Oeſtreich voran! Wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen von der zerſtörenden Aufklärerei zurückgekommen, froh ſein werden, wenn in die ſchon verfallenden, Fledermäuſen und Eulen zur Wohnung dienenden

Kloſtergebäude wieder Geiſtliche einziehen, und ihren Chor zum Lob Gottes und zur Erbauung des Volks anſtimmen.

Und wenn endlich die Klöſter jetzt gar keinen andern Zweck hätten, als daß im Dienſt des Staats, oder in der Sorge für ihre Kinder ergraute, oder durch Unglück weltſatte Menſchen darinn Zufluchtsörter fänden; ſo wäre dieſes doch wahrlich Wohlthat genug für Menſchheit und Staat, der ſeine Diener doch kaum kärglich jubilieren kann.

Iſt der Geiſt des Zeitalters nicht mehr für die Klöſter, ſo werden ſie von ſelbſt aufhören, aber nach und nach, ſo daß die Gebäude Käufer finden, oder zu Staatszwecken benutzt werden können, was bei der allgemeinen Mönchsſtürmerei nicht möglich geweſen. Uebrigens nennt man auch oft Zeitgeiſt, was Anlegung der Regierungen iſt, wie z. B. der Schweizer, welche, um die Klöſter ausſterben zu laſſen und ſie zu erben, jeden aufzunehmen verbieten, der nicht mehre Hundert Gulden mitbringt, als wenn die Klöſter auch nichts anders als Finanzanſtalten wären. Wo nur Geld der Staaten höchſter Gott iſt, da muß freilich Religion, Bildung, Freiheit, Handel zu Grund gehen; wenn alle Geſetze unter den Finanzgeſetzen ſtehen, dann darf man ſich nicht wundern, daß es keine Geſetze, ſondern nur Forderungen, nur Verbote und Erlaubniſſe gibt.

Sollte ſich jemand getrieben fühlen, neue Religionslehren oder Gebräuche, oder eine ganz neue Religion aufzuſtellen, ſo möge er es thun. Wenn ſie den Menſchen zuſagt, ſo werden ſie ſie ergreifen, wenn nicht, fallen laſſen.

Um die Religionspartheien in Theutſchland nach und nach auszuſöhnen, oder unmerklich zu vereinigen, müßten nach und nach neue Kirchengebräuche eingeführt werden, die bisher keine Kirche hatte, und die nun beide gemeinſchaftlich bekämen.

Abgeſehen von dieſem Zweck, halte ich dafür, daß wieder wirkliche, blutige und unblutige Opfer, neben dem ſogenannten unblutigen, welches im Grund nur Symbol des Opfers iſt, daß Naturopfer eingeführt werden ſollten. Es gibt keine tiefere und ſchönere und heiligere Idee von Unterwürfigkeit unter eine höhere Macht, von der Anerkennung, daß man alles von ihr habe und ihr danke, daß man ihr alles, auch ſein Liebſtes und Theuerſtes ſchuldig ſei und ihr anvertraue, als das wirkliche Opfer, das Legen auf den Altar des Herrn der Erſtlinge ſeiner Arbeit und Sorge, der Erſtlinge, die jedem das theuerſte Geſchenk des Himmels ſind. Es gilt völlig gleich ob dieſe Erſtlinge viel oder wenig werth ſind, ob ſie ein Körbchen voll Obſt, oder ein Kalb, oder ein Lamm, oder ein Paar Tauben ſind: denn nicht die Sache macht die Religion, ſondern die Idee, der Sinn der Gabe. Wer nur einen Garten hat, und ſeine erſten Früchte dem Altar opfert, der thut ſo viel, als wer ein Kalb opfert: er bietet Gott die erſten Früchte ſeines Fleißes an, er ſagt ihm: Guter Gott! Alles was ich habe, iſt von dir; daß ich arbeiten kann, iſt von dir; du gibſt mir Leben und Kräfte dazu; alle Freude, die mir meine Erzeugniſſe machen, kommt von dir! Ich weiß und erkenne das, und daß ich es zu erkennen im Stand bin, kommt von dir. Alles was ich erziele, ſollt ich dir darbringen; aber weil du gränzenlos gut biſt, willſt du auch, daß ich ſo viel behalte, als ich zu meinem Leben, Arbeiten und deinem Lob nöthig habe. Ich komme daher vor dich, um dir nur mein Erſtes, mein Liebſtes zu geben. Ich bin nicht würdig, daß ich es genieße; daher lege ich es hieher auf den Altar, und lege Feuer darunter, damit ſein Wohlgeruch zu dir aufſteige, der du in den Höhen über uns und über allen Sternen

wohnſt — oder ich bringe es deinen Dienern, unſern Prieſtern, damit ſie zur Ausbreitung deines Ruhmes und deiner Anerkennung erhalten werden. Das Theuerſte, was ich habe, iſt mein erſtgebornes Kind, und willig würde ich es dir opfern, wenn ich nicht durch deine Gnade ſo gebildet wäre, daß ich einſehe, du gibſt das Leben nicht, um es wieder zu nehmen, du willſt nur, daß der Geber anerkannt ſei. Zum Zeichen dieſer Anerkennung und meines Dankes trage ich in dein Haus das Bild meines Kindes nur von Wachs, aber von vielbedeutendem Bienenwachs geformt. Nimm es als ein Zeichen meiner Unterwürfigkeit an, und gebe meinem Kind Gedeihen zu meiner und deiner Freude. — Beſter Vater! du haſt mich geſtern von meinem augenſcheinlichen Untergang gerettet, indem ich mich zu leichtſinnig der Gefahr ausgeſetzt habe; ich danke dir dafür, und damit auch andere Menſchen, deine Kinder wiſſen, daß du ein ſo wunderbar rettender Gott biſt, hänge ich dieſes Gemälde von meiner Gefahr in dein Haus auf zum ewigen Andenken an meinen Wohlthäter. — Du, ewiger, allweiſer, allmächtiger, langmüthiger Fürſt und Herr aller Fürſten und Herren! Du haſt uns zwar lang, aber nach Verdienſt gezüchtiget, indem du uns in die Ketten eines fremden Deſpoten fallen ließeſt: du haſt aber auch geſehen, daß wir dieſe ſchimpfliche, unſer und deiner unwürdige Unterjochung fühlten, erkannten und uns aufrafften, um die Ketten zu brechen, das Joch abzuwerfen. Dazu haſt du uns Sinn und Verſtand und Stärke gegeben, und dem Zerſtörer Hochmuth und Verrückung ſeines Sinnes. Wir ſind nun wieder freie Menſchen, und beten dich wieder mit Freude und Frohlocken und gutem Gewiſſen an, da wir vorher aus Vergeſſenheit unſer und deiner, aus Furcht und Scham es nicht mehr wagten, vor dich zu

kommen, um dich um Hülfe anzuflehen, die du uns dennoch, vorſehend unſere Beſſerung, ſo groß und herrlich geſendet haſt. Darum ſei auch dein Name und dein Dienſt groß unter uns! Darum wollen wir dir einen Tempel und ein Wahrzeichen bauen, wie deren nie die Welt geſehen. In der Mitte Theutſchlands, auf dem höchſten Gipfel unſerer Berge ſollen ſie emporſteigen ſo hoch, daß ſie von allen unſern Nachbarvölkern können geſehen werden, damit ſie erkennen, wie groß Gott unter uns geachtet ſei, und ſie zurückgeſchreckt werden von der Einheit eines ſolchen Volks, daß für Gott ſo Großes zu unternehmen fähig iſt, ſo weit, daß alle Erſtlinge Theutſchlands darinn oder darauf Platz haben, und jährlich ſich die Jahreszahl deiner Männer daſelbſt zu deinem Dienſt ſammeln könne. Da ſollſt du unter allen Religionsformen gelobt und geprieſen werden, jeder erfinde, was er kann, jeder opfere was er hat. Da ſollen dir nicht Lämmer und Kälber, es ſollen dir Stiere, Garben und Wein geopfert werden, womit du Theutſchland geſegnet hat. So wird das Andenken an unſere Befreiung, an unſere Befreier, an unſere Kraft in unſern Enkeln erhalten werden, und ſie werden auch ſtark bleiben, um alle Unterjochung von ſich abzuhalten, damit du immer der einzige Herr deines Volks ſeieſt! Amen.

Denkmal
an
Theutſchlands Befreiung.

Iſt der Krieg mit dem Feind der menſchlichen Freiheit vollendet, iſt er gedemüthiget und gezwungen, uns unſere Gränzen wieder zurückzugeben, dann werde Hand an das große Denkmal unſerer Befreiung gelegt: eine Pyramide 1000 Fuß lang, breit und hoch ſteige in der Mitte Theutſchlands auf dem höchſten Fichtelberg, dem öſtlichen Schneeberg (3700′) über die Wolken empor, ein Tempel 1000 Fuß lang und breit bedecke den Nachbar des Fichtelbergs, und dieſes Zwillingspaar ſei das Sinnbild unſerer leiblichen und geiſtigen Kraft, unſerer Tapferkeit und Religion.

Jedes Denkmal muß etwas ſein, was für alle menſchlichen Geſchäfte unbrauchbar iſt, damit der Wanderer verwundert frage: „Wozu mag man ſo etwas gebaut haben. Hier kann weder Gott noch Menſch noch Thier wohnen; es muß alſo etwas beſonderes bedeuten, es muß etwas Großes vorgefallen, etwas Wichtiges unter dieſer Steinmaſſe verborgen ſein.“ Solche Rede muß ein Denkmal hervorbringen, wenn es ein Denkmal ſein ſoll. Kirchen, Kapellen, oder gar Armenhäuſer ſind keine Denkmäler; der Wanderer wird daran vorübergehen, und denken, ſie ſind

dazu beſtimmt, was ſie ſind, oder er wird hinein gehen, und ſein andächtig Gebett verrichten, und denken, dazu ſei die Kirche da. Darum iſt nichts lächerlicher, als wenn man ſelbſt von angeſehenen Männern lieſt, wie ſie zu Völkerdenkmälern fromme Stiftungen, Spitäler, Kapellen oder gar griechiſche Häuslein vorſchlagen. Das einzig zweckloſe Gebäude iſt die Pyramide, mithin das einzige Denkmal! Bedenkt nur, wie ihr grübelt, um zu erfahren, wozu die aegyptiſchen Pyramiden ſind; wie ihr ſogar Stollen und Schachte in ſie geführt, um zu finden, was ſie ſo laut ſagen: Wir ſind Denkmäler groſer Thaten unſeres Volks.

Zum Pyramidenbau würde man jetzt am füglichſten die Hunderttauſende von gefangenen Franzoſen verwenden können. Man baue ihnen auf dem Fichtelgebirg Hütten, laſſe ſie Steine graben und behauen, die Bergſpitze ebenen, den Grund graben, die Steine hinaufſchaffen ꝛc. Die Diagonale der Pyramide ſtehe im Meridian, damit jede Seite von der Sonne beſchienen werde.

Jeder Stein ſei ſo ſchwer, daß er nicht von menſchlicher Kraft ohne Werkzeuge bewegt werden könne. Dieſes verhindert muthwillige Zerſtörung an der Pyramide. Jeder Stein habe daher wenigſt drei Fuß kubiſch. Die Höhe bekommt 333 Steine, mithin ebenſoviel Stuffen, auf denen faſt eine Million Menſchen, ſoviel als in Theutſchland jährlich geboren werden, ſtehen können, um den mit Preiſen zu lohnenden Schauſpielen, Kampfſpielen, Wettrennen, -Reiten, -Fahren, Tanzen ꝛc. zuzuſehen, welche Spiele jährlich vom 16 October an 8 Tage fort gehalten werden, und wozu jeder theutſche Mann in ſeinem Leben einmal wallfahrten muß. Auch werden die Producte des Gewerbfleiſſes hier ausgeſtellt, und die Preiſe dafür

vertheilt. Der oberſte Stein der Pyramide wird nicht gelegt, damit oben ein breiterer Platz ſei, um während der 8 Nächte Feuer darauf unterhalten zu können, welches über alle Gränzen Theutſchlands hinausleuchten, und der ganzen Welt die Freude verkünden wird, welche ſich am Jahrestag der Befreiungsſchlacht der Theutſchen bemächtiget.

Auf jedem der äußern Steine werden einige Namen derer eingehauen, welche in dieſem Krieg gedient haben. Alle Namen und Geburtsorte aller Soldaten haben leicht Platz auf dieſer Steinmenge. Die unterſte Lage zählt 333 . 333 = 110,889 Steine. Die nächſte Lage nimmt rings um um eine halbe Reihe ab, daß alſo nur 332 Reihen bleiben, mithin 2 . 332 = 664 + 1 Steine weniger ſind u. ſ. f. Da jede Stufe einen Stein weniger bekommt, und es 333 Stuffen ſind, ſo iſt die Zahl der Steine einer Pyramidenſeite $= \frac{333^2}{2} + \frac{333}{2} = 55{,}611$, folglich alle vier $= 4 \cdot 55{,}611 - 3 \cdot 333 = 221{,}445$, auf welchen wohl eine Million Namen, und 664,335 (weil eine Stuffe ½ Stein breit wird) Menſchen Platz haben. Man kann an ſchicklichen Stellen Vorſtellungen von Schlachten, oder Helden, Fürſten in erhobener Arbeit anbringen. Der Platz um die Pyramide wird ohnehin mit Bildſäulen geziert.

Gegenüber auf dem niedreren Ochſenkopf (3600′) wird der Bundestempel erbaut, auch 1000 Fuß ins Gevierte, der mithin nebſt den Vorbühnen auch gegen eine Million Menſchen faßt, mit einem Münſter, ſo hoch als möglich. In ihm werden alle Arten von Gottesdienſt gehalten: denn er iſt nicht Tempel einer, ſondern aller Religionen. In ihm werden die Blühten der Künſte und Wiſſenſchaften ausgeſtellt, geiſtige Wettkämpfe gehalten, und da die

Preiſe dafür vertheilt. Die Preiſe ſeien nicht bloß Geld, ſondern Denkmünzen, Degen, Panzer, Wappen, goldene Ketten, Eichen- und Lorkränze, Palm- und Myrthenzweige. Selbſt größere Belohnungen, welche Fürſten ihren Dienern geben wollen, ſollen bis auf dieſes Feſt aufgeſchoben werden, ſo Verleihungen von Orden, Ritterſchlagen, Schenkungen von Beſitzungen, ſelbſt die Krönung der Kaiſer. An Oſtern iſt daſſelbe Feſt zur Erinnerung an die Hermannsſchlacht. Das Wohnungen drum herum gebaut werden, muß man nicht dulden.

Denkmäler ſind Volksgeiſter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

F e h l e r.

S. 105 Z. 9 v. u. ſetze: nicht zerreißen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oken, Lorenz,

Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Theutschland

Jena 1814

Bibl.Mont. 1798-30,1/2#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10717684-7